

Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

28. Jahrgang.

Januar 1917.

No. 1.

Pilgerlied.



rich herein, süßer Schein selger Ewigkeit,
leucht in unser armes Leben,
unsern Füßen Kraft zu geben,
unsern Seelen Freud!

Hier ist Müh morgens früh und des Abends spät;
Angst, wovon die Augen sprechen,
Not, davon die Herzen brechen;
kalter Wind oft weht.

Jesu Christ, Du nur bist unsrer Hoffnung Licht.
Stell uns vor und laß uns schauen
jene immer grünen Auen,
die Dein Wort verspricht.

Ewigkeit, in die Zeit leuchte hell hinein,
daß uns werde klein das Kleine
und das Große groß erscheine,
selge Ewigkeit!

Magdalene Schmalenbach.

Zum neuen Jahre!

Die Gnade des Herrn Jesu Christ sei mit euch!
1. Kor. 16, 23.

„Hilf, Herr Jesu, laß gelingen, hilf, daß neue Jahr geht an!“ hat wohl auch mancher unserer lieben Leser gebetet, als man die Schwelle des neuen Jahres überschritt. Im Aufblick zum Herrn bewährt sich allezeit der rechte Christensinn, gleich weit entfernt von der leichtfertigen Gedankenlosigkeit wie von dem Trübsinn und der Verzagtheit, die sonst die Menschen beherrschen. Der Christ ist weder gegen Freude noch Schmerz abgestumpft; er empfindet beide, behält aber doch unter allen Umständen das Gleichgewicht, weil er an Gott, dem Ewigen und Allmächtigen, seinen Halt hat. Zu einer wirklichen Neujahrsfreude ist es wohl bei wenigen denkenden Menschen gekommen

angesichts der gegenwärtigen Weltlage. Wie vieles muß noch anders werden, ehe man auf Frieden rechnen darf! Doch auch die Verhältnisse im eignen Lande halten uns mehr oder weniger in Spannung, ganz abgesehen von allem, was den Einzelnen oft im Verborgenen drückt. Darum entbietet der „Diaconissenfreund“ allen Lesern dieses apostolische Segenswort zum Gruß: „Die Gnade des Herrn Jesu Christi sei mit euch!“ Diese Gnade sichert Vergebung und Trost, himmlischen Frieden und unfehlbare Führung. Was ist dagegen der Erde Lust und Leid! „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ (Ps. 73). Drei Dinge sind freilich dem Psalmisten wohl geläufiger gewesen als uns und dem Geschlecht unserer Tage: Furcht vor Gott, Vertrauen auf Gott und Bekenntnis zu Gott. Gott bewahre uns vor pharisäischer Scheinheiligkeit, aber soll es mit uns und, will Gott, auch durch uns besser werden in der Welt, so müssen wir uns weit mehr als bisher offen zu Gott bekennen im Wort und Wandel. Unser ganzes Leben muß durchdrungen und getragen sein von Gottesfurcht und Gottvertrauen. Nur dann sind wir Gott gefällig und zu seinem Dienste fähig. Ueberwältigt von Gottes Majestät leisten wir freudigen Gehorsam und, getragen vom Vertrauen auf ihn, verlieren Not und Tod alle Schrecken und wird die Hoffnung zur seligen Gewißheit. Dieses alles aber nur in Christo Jesu, unserem Erlöser und Herrn. Seine Gnade sei mit uns und allen, die seinen Namen tragen, dann wird das neue Jahr mit allem, das es in seinem Schoße birgt, uns und anderen zum Segen werden für Zeit und Ewigkeit!

Geschichtliches über Frauendienst und das Amt der Diaconissen.

Armenpflege und freiwillige Liebestätigkeit vornehmer Römerinnen im 5. Jahrhundert.

Nachdem die christliche Religion im römischen Reich zur Staatsreligion geworden war, vollzog sich allmählich eine tiefgreifende Änderung in Bezug auf das Gemeindleben. Die apostolischen Gemeinden, wie wir sie aus dem neuen Testamente kennen, glichen großen, innig verbundenen Familien. Dies ging so weit, daß sie ihre Güter als gemeinsames Eigentum ansahen. (Apgsch. 4, 32.) Die Versorgung der Bedürftigen wurde als eine gemeinsame Aufgabe betrachtet, mit deren Ausführung die Apostel selbst betraut waren; bis sich durch das Wachstum der Gemeinde die Notwendigkeit herausstellte, in der Diaconie ein eigenes Organ für diesen Dienst zu schaffen. Es war jedoch ein wechselseitiges Geben und Empfangen, wie das z. B. bei der Ermählung der Witwen sich aufs schönste zeigte.

Sie empfingen die Unterstützung der Gemeinde, der sie aber wiederum dienten nach dem Maße ihrer Kraft. So ist die apostolische Gemeinde das Gemeindeideal für alle Zeiten geworden und geblieben.

Durch die Verfolgungszeiten scheint sich der ideale Zustand der Christengemeinden erhalten zu haben. Dann aber verwandelten sich die kleinen Gemeinden in große, weit ausgedehnte Parochien, und damit ging der beste Teil des urchristlichen Gemeindelebens verloren; auch die Armenpflege veränderte sich von Grund aus. Die sonntäglichen Opfer verloren ihre Bestimmung Armenmittel zu sein. Reiche Geschenke und große Vermächtnisse fielen der Kirche zu, so daß schon im 5. Jahrhundert die Kirche die größte Grundbesitzerin im Reich war. Die reichgewordene Kirche verwendete ihre Schätze als Armen- gut, und alle die großen Bischöfe der Zeit sind zugleich Väter der Armen gewesen. Aber die Armenpflege verlor ihren gemeindlichen Charakter und wurde zu einem großartigen Almosengeben des Bischofs. Die Tätigkeit der Diaconen und Diaconissen ging zurück. Die Diaconie bedeutete nicht mehr, was sie früher gewesen. Seit der 2ten Hälfte des 5. Jahrhunderts läßt sich ihr allmählicher Untergang deutlich wahrnehmen. Die Diaconissen wurden nicht mehr ordiniert. Ihre Tätigkeit beschränkte sich zuletzt auf äußerliche Dienstleistungen beim Kultus. Als Kirchendienerinnen niederen Grades hat Konstantinopel noch um das Jahr 1200 Diaconissen gehabt. Auch die Diaconen hörten auf Träger der Armenpflege zu sein und gehörten mehr und mehr nur noch dem geistlichen Amt an. Der Bischof ist der große Almosenspender, der aus dem Kirchengut und dem, was der Kirche geschenkt wird, massenhafte Almosen austeilt an Würdige und Unwürdige, an Gemeindeglieder und an den Haufen derer, welche die allgemeine Not zu Bettlern gemacht. Die alte Gemeindearmen- pflege ist das nicht mehr.

Daz der Eifer der Christen zum Geben nun auch einer beständigen Aufforderung bedurfte, sieht man aus den immer wieder mit großer Bereitsamkeit und Dringlichkeit durch die großen Kirchenväter der Zeit erneuten Bitten um Gaben. So wird denn auch mehr und mehr das Verdienstliche der Almosen hervorgehoben.. Sogar vom Loskaufen der Sünde und Erkaufen des Himmelreichs durch Almosengeben wird geredet. Jedenfalls sind die Almosen nötig als ein Beweis von dem Ernst der Buße. Auch kann man durch Almosen sich selbst und andere vor den Schrecken des Feuerwerks bewahren. So gibt man mit vollen Händen. Aber mehr und mehr verliert man den Zweck aus den Augen, um deswillen man gibt. Das Geben selbst ist eine Tugend, es wird Selbstzweck.

Man kann wohl bewundernd stehen vor diesen Bischöfen, die täglich ihre Hand auftun um Hungrige zu speisen und Nackte zu kleiden und selbst einfach und ärmlich leben; vor diesen Männern, die Millionen weggeben und selbst die Armut erwählen, und, was uns hier besonders interessiert, vor diesem Kreise edler Frauen, deren ganzes Leben eine Kette von Wohltun war, die auch nicht dabei stehen bleiben, das Ihre wegzugeben, sondern auch persönlich dienen. Wie

der große Basilius selbst die Kranken pflegte, so hielten sich auch Töchter edler römischer Familien nicht für zu gut, in den Fremden- und Krankenhäusern Magdienste zu tun. Glieder der stolzen alt-römischen Familien, der Marceller, Scipionen und Gracchen, verließen ihre Paläste oder wandelten sie in Klöster um, zogen die Purpurtoga oder das brocatene Staatskleid aus und dafür das Mönchs- und Nonnengewand an und teilten die von den Vätern ererbten Schätze aus an die Armen um selbst arm zu werden. Der geistliche Vater dieses Kreises edler Frauen war Hieronymus. Zu seinen ersten Jüngerinnen gehörten Marcella und Furia, reiche Witwen, die einen klösterlichen Witwenstand einer zweiten glänzenden Heirat vorzogen. Die hervorragendste Gestalt unter diesen Frauen ist die heil. Paula aus einem der vornehmsten Häuser Roms. Mit vollen Händen teilte sie ihr reiches Gut den Armen aus, suchte die Armen in der ganzen Stadt auf und hielt es für einen Verlust, wenn ein Hungrier oder Kranke durch einen anderen als sie gespeist wurde. Als man ihr Vorstellung machte wegen des Übermaßes von Wohltätigkeit, erwiderte sie, sie wünsche nur als Bettlerin zu sterben und in ein geschenktes Leichentuch gehüllt zu werden. Sie ging später von einer ihrer Töchter begleitet nach Bethlehem, um an der Krippe des Herrn zu leben und zu sterben. Dort erbaute sie ein Pilgerhaus und ein Kloster, in welchem sie mit ihrer Tochter allen dienend die letzten Jahre ihres Lebens verbrachte. Eine andere dieser Frauen, Fabiola, benützte ihre großen Schätze um das erste Krankenhaus in Rom zu gründen. Die Elenden, deren es damals so viele gab, Menschen mit verstümmelten Nasen, ausgestochenen Augen, halbbrandigen Füßen und abgestorbenen Händen, mit faulenden Wunden und Aussatz behaftet fanden hier Zuflucht und Pflege. Fabiola trug oft selbst Kranke ins Haus, wusch und verband ihnen Wunden, die andere Damen nicht einmal ansehen mögen. So mütterlich und liebevoll war ihre Pflege, daß, wie Hieronymus sagt, die Armen frank zu werden wünschten, um in ihre Pflege zu kommen.

Noch manche Namen edler Frauen aus vornehmen und reichen Häusern ließen sich anführen, die alles, was sie besaßen, den Armen gaben und ein streng esceticisches Leben führten. Die Liebesglut, die sie besaß, der große Ernst, mit dem sie bemüht waren ihr Heil zu schaffen, ist sicher bewunderungswürdig. Und doch, verglichen mit der Liebestätigkeit der ersten Zeit, gesund ist diese Liebestätigkeit nicht mehr. Wenn z. B. die h. Paula ihre Kinder in Rom zurückläßt und, während ihr der kleine Toxatus die Händchen noch nachstreckt, auf dem Verdeck des Schiffes stehend den Blick tränenlos gen Himmel richtet, oder wenn sie bei ihrem Tod ihre Tochter arm, ja mit Schulden belastet zurückläßt, so daß diese nun selbst die Barmherzigkeit anderer in Anspruch nehmen muß, so ist das doch nicht das Rechte (1. Tim. 5, 8). Es ist etwas Unruhiges in diesem Christentum, und die oft hervortretende Sehnsucht nach den heil. Stätten ist wohl auch ein Symptom dieser Unruhe. Auch dieser so ernst christliche Kreis scheint erfaßt gewesen zu sein von der krankhaften Unruhe jener Zeit,

in der das römische Reich in Stücke ging und eine neue Weltperiode herauszog.

(Nach Uhlhorn die christliche Liebestätigkeit in der alten Kirche.)

Unsere Christfeiern.

Über 40 Christbäume für das Deutsche Hospital und unser Mutterhaus! Und dann neun verschiedene Feiern außer dem Festgottesdienst! Dahinter steht so viel Arbeit, Segen und Freude, daß man darüber eingehend berichten möchte. Wir müssen uns jedoch kurz fassen, auch auf die Gefahr hin, gerade manche der interessantesten Büge zu übergehen.

Die Kleinen im Kindergarten eröffneten den Reigen mit ihrer Feier um zwei Uhr am Freitag vor Weihnachten; gewiß ein sinniger Anfang. — Um vier Uhr begannen die Feiern im Deutschen Hospital. In den fünf größten Krankensälen war je ein schlichter Gottesdienst, deutsch von den Pastoren Joh. Schmieder und E. Krepper, und englisch von den Pastoren Dr. H. A. Weller, H. Schaeffer und dem Pastor des Mutterhauses. Hier wie in allen Krankenstuben waren prächtig und meist eigenartig geschmückte Christbäume stille Boten der großen Freude, die aller Welt widerfahren ist. Auf den Privatstationen wurden von den zahlreich erschienenen Freunden, Aerzten, Pflegerinnen und Schwestern Weihnachtslieder gesungen unter der Führung von Herrn P. Dr. Ohl, dem Leiter unserer Stadtmision, der wöchentlich im Hospital Gottesdienste hält. — Am Abend feierte die Bankenau-Schule und zwar nicht wie früher, in der Kapelle des Mutterhauses, sondern um des größeren Raumes willen, in der Aula der Schule. Hier wechselten Schriftworte und Gedichte, deutsche und englische Lieder, so trefflich ausgewählt und vorgetragen, daß jedermann davon erfreut und erbaut war. Es war uns eine herzliche Freude, daß dieser Feier, wie auch schon der im Hospital, Herr Kommandant Thierichens mit etlichen Offizieren der internierten deutschen Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich“ und „Kronprinz Wilhelm“ beiwohnte.

Samstag brachte am Nachmittag die Armenbescherung in der Dispensary, wo die Schwestern für 75 Familien gesorgt hatten, unter denen nicht wenige in herzbewegender Not. Nach der kurzen, gottesdienstlichen Feier mit deutschen und englischen Ansprachen und Liedern wurden zunächst Erfrischungen serviert und dann die reichlich gefüllten Körbe verteilt, für jede Familie vorher sorgfältig zusammengestellt und dabei selbstverständlich auch der Kinder mit Spielzeug gedacht sowohl als mit warmen Kleidungsstücken. Hier saßen Deutsche und Engländer, Ungarn und Griechen, Polen und Amerikaner, Weiße und Neger einträchtlich beisammen, Männer, Frauen und Kinder, eine bezeichnende Mischung der Völker, hier unter dem Christbaum wie ein Unterpfand des ersehnten Weltfriedens und der

fünftigen Verbrüderung der Völker! — Am Abend hatte die Pflegerinnenschule ihre Bescherung, der eine schlichte gottesdienstliche Feier voranging. Früher war diese mit der Feier und Bescherung im Mutterhause verbunden, doch da diese Schule nun über sechzig Jungfrauen zählt, fehlt der Raum zur gemeinsamen Veranstaltung.

Für die innere Sammlung war es gewiß günstig, daß der hl. Abend auf einen Sonntag fiel. Wie gewöhnlich hatte das Kinderhospital seine Feier um vier und das Altenheim um fünf Uhr. Die Zahl der genügend genesenen Kinder war zwar sehr beschränkt, doch waren gute Stimmen dabei, so daß das Programm gut und erbaulich durchgeführt wurde. Bezeichnend war die prompte Antwort eines Kindes auf die Frage, ob es nicht gern zu Weihnachten zu Hause wäre: „O, ich hätte schon heute nach Hause gehen können, aber ich habe gebeten, noch hier bleiben zu dürfen.“ Gewiß hatten manche der Kleinen bei uns mehr Freude und wirklichen Segen, als wenn sie daheim gewesen wären. Sie sind aber auch reichlich bedacht worden. Unter den zahlreichen Freunden, die sich eingefunden hatten, seien besonders Herr Präsident Staake und Herr Vice-Präsident Schwarz erwähnt, die beide etliche Worte an die Kinder richteten. — Dann gings von diesen Kleinen hinauf zu den lieben Alten. Ein Gegensatz, und doch welch schöne Harmonie! Auch bei dieser Feier sprach Herr Präsident Staake, zu dessen Weihnachtsfreude es gehört, diesen beiden Feiern im Mutterhause alljährlich beizuhören und dabei selbst bescheren zu helfen! — Um halb acht Uhr hatten wir die liturgische Christvesper und darauf die Bescherung der Schwestern im Lankenau Saal, in dessen Mitte der Christbaum bis an die hohe Decke reichte und hier, wie überall in unseren Anstalten, elektrisch beleuchtet war. Erfrischungen wurden verabreicht und für Weihnachtsgebäck hatte Schw. Anna Baumgarten, unsere langjährige Küchenchwester reichlich gesorgt, in dieser Arbeit kräftig unterstützt von den beiden Frls. Hützel, die seit Jahren als freiwillige Hülfe zu Weihnachten und zum Jahresfest kräftig zugreifen und mit ihrer Willigkeit wie Tüchtigkeit unseren Dank verdienen..

Der Festgottesdienst war am Christtagvormittag wie üblich. Den Abschluß bildete die Feier für die über 125 angestellten Männer und Frauen des Hospitals und des Mutterhauses am Abend dieses Tages. Zunächst die Vesper mit Chor und Gemeindegesang und deutscher und englischer Ansprache; auch diesmal wie am Abend zuvor die Kapelle nur von den Herzen erleuchtet, die jeder am Eingang erhält und in eine besonders dafür angebrachte Einrichtung vor sich hinstellt. Dann versammelten sich alle unter dem Christbaum im Westsaal, sangen die von Kindheit auf so lieb gewordenen Weihnachtslieder, auch gab es ein Lied vom Männerchor, und nahmen darauf ihre Gaben in Empfang. Freude und Dank sprach aus den Gesichtern dieser Männer und Frauen, von denen manche aber auch gerade jetzt der lieben alten Heimat mit Sehnsucht gedachten, mit heißem Verlangen nach Frieden und wohl auch dem Wunsch, das nächste Weihnachtsfest „daheim“ zu feiern. Gott gebe es! Wir sind aber über-

zeugt, daß sie auch dann noch gern zurück denken werden an Weih-nachten 1916 im Drexel Home!

Zur Anstaltschronik.

Das wichtigste Ereignis der letzten Wochen war die Einführung unserer Schw. Elisabeth Heibek als Gemeindeschwester an der hiesigen englischen St. Mark's Gemeinde am Sonntag, den 31. Dezember. Der Ortspastor, Chr. C. Armand Miller, D. D., hielt die Predigt über das Wort Pauli 2. Kor. 5, 6: „So sind wir denn getrost allezeit“ und vollzog die Einführung, nachdem der Anstaltpastor sich auf Grund von Röm. 1, 16 mit einem kurzen Wort an die Gemeinde, an den Pastor und an die Schwestern gewandt hatte. Daß sich zu diesem Gottesdienst eine ganze Reihe von Schwestern einfinden konnte, war für die Gemeinde wie für die Schwestern eine besondere Freude. Diese Gemeinde, im Jahre 1850 in einem der besten Stadtteile gegründet, hat ganz besonders zu leiden unter den seit etwa fünfzehn Jahren sich immer ungünstiger gestaltenden Verhältnissen der nächsten Umgebung und steht vor der schwierigen Aufgabe, die stets wechselnden Bewohner der Nachbarschaft, meist ledige Leute, die der Kirche entfremdet sind, mit dem Wort zu erreichen. Gott gebe seinen Segen zu diesen Bemühungen und erfülle auch Schw. Elisabeth mit Kraft, Mut, Weisheit, Geduld und barnherziger Liebe! Leider sieht sich der Pastor, dessen Gesundheit seit einiger Zeit unter dem Druck seiner Arbeit stark gelitten hat, genötigt auf mehrere Wochen zu verreisen. Möge er durch Gottes Gnade bald wieder hergestellt werden und sein Amt im Segen noch viele Jahre weiterführen dürfen!

Die Diaconissenfache konnte der Anstaltpastor am 2. Adventssonntag in der St. Johannes Gemeinde, Albany, N. Y., vertreten, morgens im Deutschen und abends im englischen Gottesdienst, vor zahlreicher und offenbar mit Verständnis folgender Zuhörerschaft; auch am Nachmittag in der wenige Meilen westlich von der Stadt gelegenen Kapelle auf dem Friedhof der Gemeinde. Herr P. Post Brandt, dessen Gattin eine unserer früheren Schülerinnen ist, hatte gut vorgearbeitet. — Am Donnerstagabend, den 4. Januar, bot sich wieder eine treffliche Gelegenheit zum Werben für diesen Dienst des Herrn. In Rochester, N. Y., besteht nämlich seit dem Herbst 1915 ein der Zahl nach kleiner, doch dem Eifer nach großer Missionsverein. Es sind lauter junge Mädchen, die sich „The Ever Faithful Mission Girls“ nennen. Die Anregung dazu gab ein Student des dortigen Wagner College, der zunächst seine Sonntagschulklasse dazu organisierte und der geistige Leiter geblieben ist. Anlässlich des 25jährigen Jubiläums der Christus-Gemeinde, die P. A. Röder, ein Jugendfreund und Studiengenosse des Anstaltpastors, bedient, veranstaltete der Missionsverein diesen Abend, zu dem sich natürlich auch die Ge-

meinde einsand. Das Interesse, das hier wie auch in Albany etliche Jungfrauen der Diaconie entgegenbringen, berechtigt zu der Hoffnung, daß aus dieser Gemeinden im Laufe der Zeit neue Kräfte sich zur Verfügung stellen werden.

Am Donnerstag, den 11. Januar hatten wir die eben von Indien zurückgekehrten Freunde, Missionar Kuder und Frau, im Mutterhause. Für den Unterhaltungsabend dieser Woche hatte der Missionsverein unserer Schwestern zu sorgen, der natürlich möglichst die Mission berücksichtigt. Frau Missionar Kuder erzählte viel Interessantes aus der Arbeit in Rajahmundry, unserer Hauptstation, woselbst Missionar Kuder der höheren Knabenschule vorstand und zugleich Jünglinge zum Dienst der Kirche heranbildete. Die Schilderungen aus dem Frauenleben weckten gewiß in manchen Schwestern den Wunsch, selbst dort arbeiten zu dürfen. Daß die meisten Missionarinnen in unserem Mutterhause persönlich bekannt sind, erhöht natürlich das Interesse. Leider werden jetzt keine weiteren amerikanischen Missionare in Indien zugelassen. Der Krieg bleibt auch auf die ganze Heidenmission nicht ohne ernste Folgen. Doch — „Gott sitzt im Regemente und führet alles wohl.“

Kurz vor Weihnachten setzten wieder schwere Erkältungen und die Grippe ein, doch nicht in dem Umfang und mit der Heftigkeit wie voriges Jahr. Der treue Gott wolle auch alle noch drohende Gefahr gnädiglich abwenden von unseren noch leidenden Schwestern!

Am 26. Dezember trat Fr. Anna Hunt von Sewickley, Pittsburgh, bei uns als Diaconissenschülerin ein. Gott wolle sie recht tüchtig machen zu seinem Dienst!

In Herrn Otto C. Wolf, einem Gliede des Verwaltungsrats des Deutschen Hospitals, der am 19. Dezember nach kurzer Krankheit entschlief, hat das Hospital einen seiner tatkräftigsten Direktoren und unser Mutterhaus einen treuen Freund verloren, der im Sinne von Herrn Lanzenau stets bemüht war um das praktische Zusammenarbeiten beider Anstalten.

Herzliche Bitte! Beim Eintritt in das neue Jahr haben wir 81 Schwestern und 5 Diaconissenschülerinnen, gewiß eine ermutigende Zahl, jedoch kaum hinreichend, um den gegenwärtigen Bedürfnissen zu genügen, geschweige denn den vielen neuen Gesuchen und Anforderungen, die an uns gestellt werden. Unterlasset nicht, ihr lieben Leser, die Bitte um Arbeiter für Gottes Weinberg. Betet darum zu Gott; legt über diese Angelegenheit auch euch selbst und andern aufs Herz und Gewissen, damit ja nicht durch unser Versäumnis Gottes Werk aufgehalten werde und Schaden leide! Nähtere Auskunft erteilt gern das Mary J. Drexel Home, 2100 South College Ave., Philadelphia.

Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

28. Jahrgang.

Februar 1917.

No. 2.

Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Luc. 9, 55.

Wehmut und Warnung liegen in diesem Worte Jesu an Jakobus und Johannes, die in Entrüstung über die ihm verweigerte Gastfreundschaft, Feuer vom Himmel herabrufern wollen auf das Dorf der Samariter. Die Jünger glauben sich in solchem Vorgehen gerechtfertigt vor dem Herrn und der Welt, vor Gott und ihrem Gewissen; sie berufen sich auch auf Elias als auf ein biblisches Beispiel zur weiteren Begründung ihres geforderten Gottesgerichts. Und doch irren sie und verleugnen den Geist ihres Herrn, der nicht gekommen ist, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten. Was sie für heiligen Eifer um Jesu Ehre halten, ist im Grunde sündige Leidenschaft, die ihm Schmerz und Schande bereitet und die der von ihm selbst geübten und von seinen Jüngern geforderten stillen Ergebung auf dem Kreuzeswege schnurstracks zuwider ist. Ihr Glaube ist hochfahrend, herausfordernd, und ihre Liebe zu Jesu ist unrein, sonst könnte sie nicht in verderbendrohendem Zorn gegen verblendete Menschen aufflammen. In Demut und Geduld würden sie die Widerwärtigen tragen wie ihr Herr und Meister es tut, der solchen Geist in seinen Jüngern bedroht und, hier abgewiesen, bescheiden mit den Seinen in ein anderes Dorf geht. Die Zwölfe haben sich das gemerkt und sind später bei aller furchtlosen Entschiedenheit in der Führung der Kirche und im Verhalten gegen die Welt Männer des Friedens geblieben. Sie haben die Welt überwunden, weil sie von Jesu den Blick fest auf den Vater richten lernten. Als Kinder des Geistes Jesu standen sie zur Welt in unversöhnlichem Gegensatz, doch nie in Feindschaft gegen Personen. Selbst für die heidnische Obrigkeit, an deren Spitze der berüchtigte Nero stand als Petrus und Paulus ihre Briefe schrieben, mahnten sie die Gläubigen zum Gehorsam und zur Fürbitte. Hätten die Christen, und besonders die Kirchenfürsten, diesen Geist bewahrt, so wäre der Entwicklungsgang der Kirche ein anderer gewesen. Wie oft haben sie vergessen, daß Geistes Kinder sie sind, vielmehr sein sollten, und haben in blindem Eifer mit fleischlichen Waffen, mit kaltem Stahl, versucht, was sie für des Herrn Sache hielten, tatsächlich jedoch Satans Treiben war, und haben dadurch dem Herrn Schmach und seiner Kirche Schaden und Schande zugefügt. Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein! Bedenken wir das ja in dieser Zeit, da Gottvertrauen und Nächstenliebe die Feuerprobe bestehen müssen. Lasset uns den Blick auf Jesum gerichtet halten, damit wir in allen Dingen uns nach ihm richten und zu

seiner Freude wie unserem eignen Heil den Beweis vor aller Welt liefern, daß wir wissen, weß Geistes Kinder wir sind und daß nur Gottes Geist uns treibt!

Zum Heimgang unserer I. Schwester Caroline Ewald.

Mitten in einer uns ohnehin besonders schweren Zeit versetzte der allmächtige Gott unser Mutterhaus in tiefe Trauer. Mehrere Schwestern hatten ihre Anfälle der Grippe gehabt als sich Schw. Caroline am 15. Januar ebenfalls damit, wie der Arzt meinte, legen mußte; doch eine Woche später mußte sie nach dem Hospital überführt werden, wo sich die Krankheit bald als ein besonders heftiges Nervenfieber herausstellte. Die Ueberraschung war um so größer, da wir seit einiger Zeit keine solche Patienten in Pflege hatten; auch sind keine weiteren Fälle aufgetreten und bleibt die Frage noch unbeantwortet, woher die Ansteckung gekommen ist. Um so schwerer fiel es uns, einen ernsten Verlauf der Krankheit anzunehmen und schließlich zu beten: „Dein Wille geschehe!“ Der barmherzige Gott und Vater, der in den letzten elf Jahren verschiedene unserer Schwestern wohl bis an des Todes Thor hat kommen lassen, hatte doch jede mit starker Hand wieder herausgeführt, was wir bei der verhältnismäßig geringen Zahl unserer Schwestern angesichts unserer großen Aufgaben mit herzlichem Dank und zur Stärkung unseres Glaubens hingenommen haben. Diesmal erwarteten wir dasselbe. Doch Gott, der ewig treue, der in seiner Vorsehung niemals irrt noch fehlet, führte sie ein zur ewigen Ruhe des Volkes Gottes am Samstagabend, den 27. Januar, kurz nach halb zehn Uhr. Am Sterbebette standen außer dem Arzt, der Pflegerin, der Stationsschwester und dem Pastor, die etliche Tage zuvor vom Elternhause eingetroffene Schwester, Fr. Luise Ewald, und etliche unserer älteren Schwestern, die sich nach der Einsegnung der Sterbenden im herzlichen Gebet vereinten. Obgleich sie in den letzten Tagen unklaren Geistes und meist bewußtlos da lag, hatte sie doch einzelne helle Augenblicke. Das letzte Wort, das sie offenbar verstand, war der erste Vers ihres Lieblingsliedes: „Jesus, Jesus, nichts als Jesus, soll mein Wunsch sein und mein Ziel. Jetzt mach ich ein Verbindnis, daß ich will, was Jesus will; denn mein Herz mit ihm erfüllt, rufet nun: Herr, wie du willst!“ In diesen Worten, denen sie mit sichtlich frohem Blick zustimmte, ist auch uns die einzige richtige Stellung in dieser Heimsuchung gegeben: Stille, willige Beugung unter die Hand des Herrn! Wir haben viel an Schw. Caroline verloren. Sie besaß eine für ihr Alter seltene Reife des Charakters, verbunden mit großem Eifer, steter Willigkeit zu jeder Arbeit, die ihr zugewiesen wurde, und mit ernstem, aber allezeit fröhlichem Wesen. Sie klagte nie über andere, auch wenn ihr die Arbeit schwer fiel, sondern suchte die Schuld stets bei sich selbst; auch klagten andere nie über sie, und wo sie sich Anforderungen noch nicht gewachsen zeigte, wurde doch von ihren Vorgesetzten sofort ihr guter Wille anerkannt. Die

treffliche Erziehung, die sie in ihrem Elternhause genossen hatte, zugleich mit der Freiheit, in der sie sich in den besten Umgangsformen bewegte, diese wichtige Vereinigung von Kopf- und Herzensbildung, zeichneten sie von Anfang an aus und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen für eine spätere reich gesegnete Wirksamkeit im Dienste des Herrn. Jetzt hat der Herr es so anders gefügt! Doch ihr Gedächtnis wird im Segen bleiben bei uns im Mutterhause, in ihrer Gemeinde, und in ihrer Familie!

Am Sonntagnachmittag um vier Uhr war die Leichenfeier in unserer Kapelle, wozu sich auch die Glieder unseres Verwaltungsrates, die es möglich machen konnten, einfanden. Leider kam ein von Chicago herbeigeeilter Bruder erst am Abend an. Der Schwesternchor eröffnete die Feier mit dem alten Choral: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist,“ obwohl mit Rücksicht auf die jüngeren Schwestern die Feier in englischer Sprache gehalten wurde. Die Gemeinde sang das Lied: „Asleep in Jesus!“ und betete mit dem Pastor wechselweise den 130. Psalm. Nach Verlesung von 1. Thess. 4, 13—8 und etlicher Abschnitte aus 1. Kor. 15, hielt der Pastor die Trostrede mit besonderer Anwendung des Wortes Jesu Matth. 9, 9: „Folge mir!“ Nach vier Versen des Liedes „Abide with me“, wurde der Lebenslauf verlesen, aus dem einige Angaben folgen. Mit Gebet und Segen schloß die Feier, doch sang der Chor noch vor dem Nachspiel, das bei uns zur Schwesterneinsegnung gebräuchliche Weihegebet: „Jesu, dir leb ich; Jesu, dir sterb ich; Dein bin ich im Leben und im Tod!“

Einen letzten Blick durften die Anwesenden auf die liebe Entschlafene werfen, auf deren Jügen es lag wie himmlischer Friede. Dann wurde der Sarg von sechs unserer Männer, begleitet von sechs jungen Probeschwestern als Ehrenträger, durch das von der Schwesternschaft gebildete Spalier hinausgetragen zum Totenwagen, der die Leiche später zum Bahnhof brachte, von wo aus sie am Abend unter Begleitung von unserer Probemeisterin, Schw. Grace Lauer, und den beiden genannten Geschwistern, mit dem 10.50 Zug nach Toledo befördert wurde. Dort kamen sie am Montag gegen Abend an. Der Herr stärkte in diesen schweren Stunden die tiefgebeugten Eltern und Geschwister mit seinem Trost. Am Mittwoch fand daselbst die Beerdigung statt unter sehr großer Beteiligung von der Martin Luther Kirche aus, Ehrw. W. Brenner, Pastor. Vier Geistliche beteiligten sich am Gottesdienst. Herr P. Dr. E. M. Potts hielt die Leichenrede über Luc. 10, 42: „Maria hat das gute Teil erwählt.“ Den Lebenslauf verlas Herr P. Brenner, Seelsorger der Entschlafenen, warb aber auch zugleich für die Diaconie, indem er Jungfrauen seiner Gemeinde aufforderte, für Schw. Caroline als Ersatz einzutreten. Etwa zehn Pastoren waren erschienen, gewiß ein Beweis für die Achtung, die Schw. Caroline daheim besaß und für das Interesse, das daselbst für die Diaconie besteht. Auch hatte Schw. Laurette Nelson, die am 22. Januar nach Toledo gereist war zum Begräbnis ihrer Schwester, ihre Abreise verschoben, um mit Schw. Grace dem Begräbnis beiwohnen zu können.

Gott hat uns mit Schw. Caroline viel genommen, doch auch durch diese Trübsal viel gegeben. Sie ist in ihrem Dienste treu gewesen, bis der Herr selbst sie abrief; und durch ihren frühen Tod hat Gott uns hier im Mutterhause wie in Toledo gedemütigt, geläutert und näher zusammen geführt. Er hat gegeben, er hat genommen, sein Name sei gelobt in Ewigkeit!

Aus dem Lebenslauf unserer Schw. Caroline.

Unsere Schw. Caroline Ernestine Ewald wurde am 28. August 1887 in Toledo, Ohio, geboren als drittes Kind des Ehepaars Karl Peter Ewald von Allentown, Pa., und Caroline, geb. Zohlin aus Toledo. Zwei Wochen später wurde sie daselbst von P. Beckel getauft, und zu Pfingsten 1902 in der Martin Luther Kirche von P. J. S. Herold konfirmiert. Sie machte schon in jungen Jahren Ernst mit ihrem Christentum, wozu die gute Erziehung im Elternhause besonders günstig war. Ihre erste Anregung zur Diaconie empfing sie im Jugendverein durch die "Luther League Topics" und wurde darin weiter ermuntert von ihrem Seelsorger, P. W. Brenner, der seit Jahren der Diaconissenfache ein besonders, verständnisvolles und reges Interesse entgegen bringt. Nach einem Besuch im Mutterhause im August 1914, den sie machte um persönlich nähere Erfundigungen einzuziehen, trat sie am folgenden 24. Oktober als Diaconissen Schülerin ein und gewann rasch das Vertrauen aller, die sie näher kennen lernten. Mit 5 anderen wurde sie am Mittwoch vor Ostern 1915, eingekleidet und begann ihre Ausbildung in der Krankenpflege im Deutschen Hospital. Nach sechs Monaten kam sie auf ein Jahr in die Hospitalküche als zweite Schwestern und wurde letzten Oktober in das Kinderhospital versetzt, wo sie zur Zeit ihrer Erkrankung gerade auf Nachtwache war. Überall erwies sie sich willig, treu und zuverlässig und wurde gleich geschätzt vom Dienstpersonal wie von Schwestern. Sie erkrankte am 15. Januar und verschied am Abend des 27. kurz nach halb zehn im Alter von 29 Jahren, 4 Monaten und 30 Tagen. Ihre Eltern nebst drei Brüder und drei Schwestern überleben sie. Sie selbst schließt ihren mit ihrem Aufnahmegeruf uns zugesandten Lebenslauf treffend mit dem Worte Jesu Joh. 15, 8: „Darinnen wird mein Vater geehret, daß ihr viele Frucht bringet und werdet meine Jünger.“ Ihr Gedächtnis, mit diesem an ihr erfüllten Wort verbunden, wird im Segen bleiben!

Weihnachtsfeier des Jungfrauenvereins in Bethel.

Weihnachten wollte der Verein feiern, aber wo? Der Raum, in dem wir uns an den Vereinsabenden sammeln, ist für eine größere Feier zu klein; der Saal des Assaphiums ist mit Verwundeten belegt. Wer nimmt unsere große Schaar auf? Da tat Groß-Bethel seine

Pforten gastlich auf und gab uns seinen Saal für den Abend des 4. Advents. Ei, wie schön! Nun können wir auch zugleich andern eine Freude machen. Wir laden die verwundeten Soldaten, die in Groß-Bethel untergebracht sind, ein, mit uns zu feiern. Und nicht nur sie kamen; auch die Schwestern vom großen und kleinen Kursus stellten sich ein; der Saal war ganz gefüllt.

Der Abend brachte neben anderen ein von Weihnachts- und Vaterlandsliedern durchzogenes Deklamatorium, das von einer Schwester für das Kriegsweihnachten 1915 verfaßt war. Ein Mädchen tritt auf und sagt: „Wie wunderbar tönt an mein Ohr der frohe Weihnachtssang vom Engellied, von Freud und Fried, von süßem Glockenklang; und draußen, da donnern noch die Geschütze, da zucken noch tausend vernichtende Blitze in völkermorderndem Krieg“. Muß nicht die Weihnachtsfreude in dieser harten Zeit schweigen, wo das Leid bei so vielen eingekreht ist? „Ach, wieviel Liebe und Glück ist zerschellt in diesem eisernen Jahr!“ so schließt sie. „Harre, meine Seele“ — so stimmt der Chor tröstend an. Ein anderes Mädchen tritt hervor, „das eiserne Jahr“. „Siegesfreudig und hochgemut“ ist es des Wegs geschritten, die Kraft ist ihm gewachsen, auszuhalten und durchzuhalten: so kann es freudig bezeugen. Es kann das Seufzen und Klagen verstehen. Aber ist es nicht Gott, der den Weltbrand lenkt, derselbe Gott, der seinen Sohn zu Weihnachten geschenkt hat? Gott grüßt auch heute, und sein Gruß geht tief hinein in die Herzen, schafft Linderung den brennenden Schmerzen. „Und wie ganz Deutschland, trotz Krieg und Leid, das Weihnachtsfest dennoch begehet heut, und wie es in diesem eisernen Jahr den Gruß seines Gottes versteht, und wie es dennoch voll Mut und Kraft am endlichen Siege mithilft und schafft, das mag dich erfreuen und trösten.“

Es erscheint nun die „Heldenbraut“, die ihrem Bräutigam, der draußen im Felde steht, ein Weihnachtspäckchen schickt. Er hat ihr beim Abschied gesagt: „Soldatenbraut sein heißt hochgemut immer des Weges gehen, heißt stark und tapfer Tag für Tag die Pflichten erfüllen — und stehen als deutsches Mädchen, das da trägt die Krone der Treue unentwegt am trüben, am sonnigen Tage.“ Ihr folgt die „Heldenmutter“, die ihren einzigen Sohn dem Vaterland als Opfer hat bringen müssen: „Und heute ist Weihnacht, heut bin ich allein; mein Junge, der ist nun droben. Was wird das für ihn ein Weihnachtsfest sein; wie wird er singen und loben den Herrn, der es also herrlich gefügt, daß er fröhlich kämpfte und jubelnd gesiegt, daß er opfern durfte sein Leben“. Ein „Heldenkind“ tritt dann auf, dessen Vater gefallen ist. Die Mutter hat gesagt, es gebe kein Bäumchen, denn sie seien arm. Aber sie hat gespart, um ein Bäumchen zu beschaffen. „Kein Feind dringt bei uns herein, und in deutschen Landen feiert man die Christnacht heut, — singt dem Christkindlein, geht mit aller Sorg und Not fröhlich da hinein in Bethlehems armen Stall — auch ich zünde an ihm zur Ehr mein Bäumlein klein, singe, was ich kann. Dieses Licht dem Vater mein, Mütterlein, das deine — Bruder Fritz, dieses für dich, und für mich dies kleine. Ach, wie ich mich doch

so sehr übers Bäumchen freu! Deutsche Weihnacht, Tannenbaum,
ewig jung und neu."

Aber auch der tapfern Helden, die draußen für uns kämpften, soll gedacht werden. Ein Mädchen kommt mit einem brennenden Bäumchen und bietet denen einen Weihnachtsgruß, „die im eisernen Jahr so fest als deutsche Mauer standen.“ „Wie funkeln die Kerzen am Bäumlein nein, als glühten sie in heißen Lieben, so leuchtend sind eure Namen in unsre Herzen geschrieben.“ Und zuletzt wird der Gefallenen gedacht. Ein Mädchen tritt mit einer grünen Tanne auf: „Deren Blut die Erde gefärbt so rot, die jauchzend ersitten den frühen Tod, euch gebührt die stets grünende Tanne“. „Wir denken an euch, von Geschlecht zu Geschlecht wird man es euch noch danken, daß ihr für Vaterland, Freiheit und Recht das Leben hingabt ohne Wanken“.

So traten die Weihnachtsbilder aus dem eisernen Jahr vor uns hin. Ein Mädchen gibt den Eindruck wieder: „Ich stehe und staune, wie ist mir doch so anders, so selig zu Mute. Du eisernes Jahr, was birgst du doch in dem Schoß! All das Gute, was ich gesehen und was ich gehört, es hat mir den trüben Blick geklärzt, es hat mir den Mut gehoben.“ Und zum Schluß ein anderes Mädchen: „O, felige Weihnacht im eisernen Jahr, vertieft durch das Leid und die Not, vertieft durch Gottes Barmherzigkeit, der immer die Hilfe bot. Und bricht einst im Goldglanz der Friede herein, dann wird er um so köstlicher sein, weil du lerntest im eisernen Jahre.“

Alle Mitwirkenden, die einzelnen Mädchen und der Jungfrauenchor, machten ihre Sache vorzüglich. So hinterließ das Deklamatorium bei allen einen tiefen Eindruck. Unsere lieben Verwundeten sahen, wie deutsche christliche Mädchen im Krieg Weihnachten feiern.

(„Die Schmelzhütte.“)

Unser neuer Hilfspastor, P. Theodor C. Decker.

In der Januarsitzung des Verwaltungsrats wurde einstimmig beschlossen, die Stelle eines Hilfsgeistlichen am Mutterhause, die seit September 1914 vakant war, wieder zu besetzen, da ein für diesen Posten geeigneter Mann in der Person des Pastors Theodor C. Decker warm empfohlen worden war. Herr P. Decker, Sohn des Herrn P. A. Decker in Lamoille, Ill., absolvierte das theolog. Seminar der Iowa Synode in Dubuque, Iowa, im Juni 1913 und trat im folgenden Herbst in das theolog. Seminar in Mount Airy, Philadelphia, als Post Graduate Student ein, wo er seither sich besonders der Kirchengeschichte, Dogmatik und neutestamentlichen Studien gewidmet hat. Von großem Vorteil in der Arbeit unter uns ist es, daß ihm von Jugend auf beide Sprachen gleich geläufig sind. Herr P. Decker hat den Ruf angenommen und sein Amt bereits am 1. Februar angetreten. Gott wolle seinen Segen dazu geben, und ihn segnen und zum Segen setzen!

Zur Anstaltschronik.

Seit dem Heimgang der Schw. Marie Trojan am 7. November 1905, standen unsere Schwestern am 27. Januar zum erstenmal wieder am Sterbebette einer Schwester, da unsere Probeschwester Caroline Ewald heimging. Wir sind tief gebeugt, obwohl getroft im Blick auf die liebe Entschlafene, die das uns voraus hat, daß sie jetzt schon eingegangen ist zur Ruhe des Volkes Gottes. Näheres wird an anderer Stelle dieses Heftes berichtet.

Zur selben Zeit lagen Schw. Anna Baumgarten an schwerem Rheumatismus und Schw. Alwine Stadlander an langwierigem Rückenleiden fest darnieder. Erstere mußte am 31. Januar ins Deutsche Hospital überführt werden, zugleich mit Schw. Anna Magdalene Schenking, unserer Kindergartenschwester, die an diesem Tage Symptome von Nervenfieber zeigte, die sich jedoch bald als irreführend erwiesen. Beide Schwestern sind seither durch Gottes Gnade wieder genesen und stehen im Begriff auf ihre Posten zurück zu fehren. Schw. Alwine, die seit dem 1. Februar im Hospital ist, macht sehr langsame Fortschritte. Der Herr schenke ihr Geduld mit Gnade und Segen! Auch andere Schwestern hatten mehr oder weniger zu leiden, sind aber wieder hergestellt und an der Arbeit. Gott sei dafür gepriesen!

Etwas Schwestern wurden durch Heimsuchungen ihrer Angehörigen schwer betroffen. So mußte Schw. Mary Wenrich, die schon im Dezember ins Elternhaus in Lebanon, Pa., geeilt war zur Pflege ihres Vaters, der leider schon am Abend nach ihrer Ankunft verschied, im Januar wieder auf zwei Wochen Pflegedienst dorthin. Sie kam am 26. Januar zurück. — Schw. Laurette Nelson wurde am 22. Januar telegraphisch zum Begräbnis ihrer erst letztes Jahr verheirateten Schwester nach Toledo, O., gerufen, von wo sie am 2. Februar zurückkehrte. — Schw. Margarethe Weller ist seit dem 22. Januar zur Pflege ihrer vom Schlag gerührten Tante, der betagten Witwe des verstorbenen Herrn P. Busz, in Zelienople, Pa., und wird im Easton Hospital von Schw. Mary Caisel vertreten, die wir als zweite Schwester in der Küche des Deutschen Hospitals nur schwer entbehren. — Schw. Friederike Östermann kehrte am 9. Februar von der Pflege ihres schwer kranken Bruders, des Herrn P. J. Zimmermann in Delwin, Iowa, nach fünf Wochen langem Aufenthalt zurück. Wir wünschen allen Betroffenen Trost und Kraft vom Herrn. Hier im engen Kreise des Mutterhauses empfinden wir ganz besonders, daß wenn ein Glied leidet, so leiden alle mit.

Am 29. Januar ging Frau Oberin mit Schw. Glenore Diehl und Schw. Mary Berntsen nach Cape May Point auf eine Woche zur nötigen Erholung. Trotz der später eintretenden großen Kälte war

die Schulkottage doch sehr angenehm, denn die neue Heizanlage bewährt sich vortrefflich. In der folgenden Woche waren die Schwestern Marie Preuß, Elisabeth Leister und Edna Bradly dort, denen der Aufenthalt an der See trotz des echten Winterwetters recht wohl tat. Wir hoffen es wird uns gelingen, im Laufe des Winters jede Pflegeschwester wenigstens auf etliche Tage ganz ausspannen zu können.

Unsere Schwestern in Erie, Pa., waren recht erfreut, daß Schw. Grace und Schw. Laurette sie auf der Rückreise nach Philadelphia besuchten. Sie tragen mit am Leid des Mutterhauses und schätzten daher um so mehr den persönlichen Bericht. Andererseits ist es auch gut für unsere Schwestern im Mutterhause, die Schwestern draußen auf den Stationen mit ihren besonderen Aufgaben und Nöten näher kennen zu lernen.

Quittungen.

1916: Frau A. Kraft.

1917: Frau J. W. Müller — Fräul. Bertha Neef — Frau J. G. Schehing — Herr C. M. Hugo Wendel — Frau Ernestine Schaefer — Fräul. Elisabeth Schaefer — Herr D. Christmann — Frau J. M. Christmann — Frau Chas. Graff — Frau John Rupp — Herr Jacob Klein — Schw. Sophie Flad — Fräul. A. Welz — Frau C. Greulich — Frau Marie Laeser — Frau Louise Frank — Frau G. Kraft — Herr Jacob Zimmermann — Herr Johann Haman — Frau Pfarrer Schwarz — Frau Pfarrer Bellon — Fräul. A. Trute — Frau Fr. Vogt — Fräul. H. M. Schwab — Frau Hermine Legare — Frau Wm. Rechenberg — Frau M. Christ — Frau Emma Pleibel — Herr P. E. J. Butz — Herr P. W. Arendt, 2 Gr. — Frau Dilgart — Frau Ketterlinus — Frau Holzhauser — Frau P. Grahn — Frau Kleink — Frau Stoll — Frau Flödt — Frau Kunzel — Frau Roth — Frau Brante — Herr Scheidenmantel — Frau Scheiffele — Fräul. N. R. Ohl — Fräul. E. Endlich — Frau T. E. Murphy — Frau J. M. Schmidt — Frau Lydia Fine — Frau Chr. Kuhfuß — Herr P. V. J. Höh — Frau Pauline Goerlach — Schw. Maria Oehrle — Schw. B. Fuchs — Fräul. Hilda Crisius — Fräul. Margarethe Kunzmann.

1918: Herr P. A. H. Holthusen — Herr Fred. Hoffmann — Herr P. H. Hartwig — Fräul. Ella Schinski — Frau Geo. Wente — Schw. Ida Epp — Fräul. Louise Wobold — Fräul. Johanna Liebold — Frau H. Liebich.

1919: Herr P. Meier, Ph.D.

1920: Fräul. Dora Klockau — Frau J. Nicum — Herr P. E. Holm — Fräul. Clara und Louise Stifel — Herr P. W. Ludwig.

Der Diakonissen-Freund

A Monthly Magazine published by the Mary J. Drexel Home and Philadelphia Motherhouse of Deaconesses, Incorporated,
2100 So. College Ave., Phila., Pa.

SUBSCRIPTION RATES :

| | |
|--|--------|
| Single copy, per year (12 numbers, 8 pages each)..... | \$0 25 |
| 5 copies..... | 1 00 |
| 100 copies..... | 15 00 |
| Subscriptions for Philadelphia and foreign countries, single copy..... | 00 35 |

Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

28. Jahrgang.

März 1917.

No. 3.

Es muß also gehen. Matth. 26, 54.

Das ist Jesu Urteil über seinen Weg zum Kreuz. Wohl erreichen hier menschliche Bosheit und satanische Tücke in offenbar unbehinderter Handlung ihren Höhepunkt und dürfen sich an Gottes Sohn furchtbar vergreifen, dennoch waltet auch darüber Gottes Regiment. Er hat in seinem Heilsplan mit Satans Eingriff und der Menschen boshaften Blindheit gerechnet, sie sogar seinem Zweck dienstbar gemacht; sie können seinen Plan nicht vereiteln, müssen vielmehr ihn fördern. Das ist der Triumph göttlicher Liebe und Weisheit. Zum Trost aller Kinder Gottes wie zur Leitung Jesu ist dieser Weg zum Kreuz längst vorausgesagt. Nichts kann daran geändert werden. Es muß also gehen. Jeder Versuch gewaltsam einzugreifen, ist trotz aller Liebe und guten Absicht dennoch Zweifel an Gott und Auflehnung wider Gott. Deshalb weist Jesus den mit dem Schwerte dreinschlagenden Petrus scharf zurück: „Stecke dein Schwert an seinen Ort!“ Läßt Gott der Bosheit freie Bahn, so hat er damit seine weise Absicht und wird ihr schon die Schranken setzen ohne Mithilfe fleischlicher Waffen in Händen der Jünger. Sie hindern nur damit und bringen sich selbst ins Verderben, denn wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen, weil er sich dadurch mit Gott in Widerspruch setzt und Gott an seiner Hilfe hindert. Jesus handelt nicht so. Ihm baugte auch vor seiner bevorstehenden Blutauflösung, doch im heißen Flehen zum Vater hat er sich hindurch gerungen zur Klarheit und Kraft, zum vollkommenen Gehorsam und Frieden. Er weiß sich vollkommen eins mit dem Vater; des Vaters Wille ist sein Wille, des Vaters Führung sein Weg. Weder Freund noch Feind kann ihn davon abbringen; es muß also gehen. Hätten die Jünger wie er durch Wachen und Beten den klaren Blick zum Vater gewonnen und bewahrt, so wären sie nicht der Versuchung zur Selbsthilfe erlegen. In jener Nacht haben sie von dem leuchtenden Vorbild ihres Herrn und auch noch aus eigner Erfahrung gelernt, wie stille, glaubensstarke Ergebung in des Vaters Willen hoch erhebt über die Bosheit der Menschen und über die Schrecken des Leidens und des Todes. So sind sie denn nachher getrost ausgegangen in die Welt wie Schafe mitten unter die Wölfe und — sie haben gesiegt. Selbst ihr Märtyrertod war ein Triumph. Alle Wege Gottes führen zur Beklärung. Sorgen wir nur dafür, daß

wir allezeit allein auf Gottes Wegen und in Gottes Willen erfunden werden, dann wird im Leiden, welcher Art es auch sei, das göttliche Muß uns zum Trost und zur Kraft in der fröhlichen, unerschütterlichen Zuversicht des göttlichen Wohlgefallens, Beistandes und Sieges! Dann werden wir Gott in Ewigkeit danken, daß es eben also gehen mußte und nicht anders gehen durfte.

Warum tragen die Diaconissen eine besondere Tracht?

Dies ist eine Frage, die immer wieder auftaucht und nimmer zur Ruhe zu kommen scheint. Es gibt wohlmeinende Menschen, die in der Tracht einen direkten Hemmschuh für die Entwicklung der Diaconissensache in Amerika erblicken. Denn wenn ihnen von solchen, die behaupten von dem Beruf angezogen aber von der Tracht abgestoßen zu sein, dies mitgeteilt wird, so meinen sie ein großes Hindernis entdeckt zu haben, das man doch leicht beseitigen könnte und deshalb auch beseitigen sollte. Wenigstens sollte man die Tracht in einer Weise modifizieren, daß sie für die Außenwelt annehmbarer würde. Ja, wenn die Tracht wirklich das Hindernis wäre, so ließe sich dagegen weiter nichts einwenden. Doch vergessen wir nicht, eine Diaconisse, die wirklich etwas ausrichten soll in ihrem Beruf, muß vor allen Dingen mit sich selber fertig sein und willens, ihre ganze Kraft Leibes und der Seele für die Reichsgottesarbeit einzusezen. Wohl hat schon manche Diaconisse immer aufs neue erfahren, daß das, was man wirklich in Glaube und Liebe auf Gottes Altar legt, hundertfältig (Matth. 19, 29) wiedergegeben wird von dem reichen Herrn. Aber wer nun kommen würde mit der Erwartung, alle seine wirklichen oder (wahrscheinlicher) eingebildeten Opfer gleich hundertfältig ersetzt zu bekommen, der wäre doch sehr auf dem Holzwege. Es bleibt dabei, es muß mit der Selbstverleugnung Ernst gemacht werden, sonst wird keine rechte Diaconisse aus dem neuen Anfönnling. Ist dies aber wirklich der Fall, so geschieht was in dem bekannten deutschen Sprichwort derb aber treffend ausgedrückt wird: „Wenn man über den Hund kommt, so kommt man auch über den Schwanz.“ Wo mit der Selbstverleugnung wirklich Ernst gemacht wird, sinkt die Kleiderfrage in ihr verdientes Nichts zusammen.

Es ist jedoch nicht unsere Absicht, hier den Versuch zu machen Andersdenkende von der Nützlichkeit und Notwendigkeit der Tracht zu überzeugen. Denn wenn jemals so kaum man es jetzt Tag für Tag sehen und mit Händen greifen, wie die Menschen von vorgefaßten Meinungen beherrscht sind, und wie sie den zwingendsten Beweisen gegenüber an den einmal angenommenen Ansichten festhalten. Wir wollen nicht vorgefaßte Meinungen und Vorurteile bekämpfen, sondern nur denen, die den Wert der Tracht zu schätzen wissen, das in der Erinnerung auffrischen, was ihnen längst wohlbekannt ist.

Zurückblickend auf die Erfahrungen eines Menschenalters finden

wir durchweg eine Bestätigung unserer Überzeugung, daß die Uniformstracht der Diaconissen zwar nicht eine Grundbedingung für das Werk, wohl aber eine im praktischen Leben klar zu Tage getretene Notwendigkeit ist. Unsere Ausführungen, um diese Behauptung zu erhärten, lassen sich in drei Gruppen zusammen fassen: Geschichte, Zweckmäßigkeit, ideale Gründe.

Geschichte zuerst. Gehen wir zurück zu den Anfängen der Pionier-Mutterhäuser. Sie haben alle bald eine gemeinsame Tracht eingeführt. Auch im Elisabethfrankenhause in Berlin, wo man einer solchen grundsätzlich abgeneigt war, ist es schließlich dazu gekommen. Man empfand es eben als eine praktische Notwendigkeit. Löhes idealer Sinn verstand auch über dieses an sich so prosaische Gebiet einen poetischen Schimmer zu breiten. Wir lesen im ersten Jahrgang (1858) des Korrespondenzblattes der Diaconissen: „Die Kleidung, welche Euch allen geboten ist, ist aus dem Wunsch hervorgegangen, neben der notwendigen Uniformität der gesammten Schwesterlichkeit Einfachheit und Schönheit im Neuzeren festzuhalten. Ihr unterscheidet Euch dadurch von der Kleidung mancher römischer Frauenorden, die mehr im Sinne der dort beliebten Weltentzierung, als des Gehorsams gegen apostolische Worte ausgedacht und darum öftmals häßlich ist. Schwarz oder grau war das Kleid der Diaconissen oder gottverlobten Jungfrauen schon nach den apostolischen Konstitutionen, es ist die Grundsarbe des christlichen Gewandes und deutet auf jene Busse, in welcher der alte Mensch und sein Sinn täglich erfräuft werden soll. Der Schurz, den Ihr tragt, ist der Schurz des Herrn Jesu, welchen Er Joh. 13 antat, da Er sich den Seinen als Diaconus ihrer Seelen und Leiber offenbarte. Weiß ist er an Festtagen und zur Feier. Es vereinigt sich dann mit dem Gedanken des Dienstes der an die von Gott geschenkte Gerechtigkeit und die Gnade der Sündenvergebung. Blau ist er, wenn Ihr arbeitet oder reiset, zur Erinnerung an die beständige Treue, die Ihr Eurem Berufe auf allen Wegen und bei aller Arbeit schuldig seid. Die Macht auf dem Haupte, die Ihr trarget, obwohl Ihr keine Frauen, wie die, welchen sie 1. Cor. 11 geboten ist, sondern Jungfrauen seid, erinnert Euch daran, daß Ihr, so lange Ihr diesem Hause angehört, verlobt seid, nämlich Christo, dem Herrn. Das Pluviale, welches Ihr trarget, erinnert Euch an das heilige Wort des Apostels von der Bedürfnisslosigkeit und Genügsamkeit: „Wenn ihr Nahrung und Bedeckung habt, so lasset Euch begnügen.“ Das weiße Kreuz am roten Band, das manche tragen, erinnert Euch an die Heimat, an Jerusalem hier und dort, an das Kreuz, das Ihr fasset und küsstet, und an die brennende Liebe und Sehnsucht, mit welcher Ihr der Heimat verbunden seid. Es hat keinen Wert für diese Welt. Mit Absicht; denn so ist auch mit dem Kreuze Eures Herrn.“ *

So lehrte Löhe die angehenden Schwestern, das Alltägliche geist-

* Die Tracht der Schwestern unseres Mutterhauses ist anders und noch einfacher als die hier von Löhe beschriebene. — D. R.

lich zu erfassen und in das Licht der Ewigkeit zu rücken — ein großer Segen, denn nur allzuleicht versinkt der Mensch in der Alltäglichkeit — und es fehlte ihm nicht an gelehrigen Schülerinnen. Die „notwendige Uniformität“ ist aber doch wahrscheinlich in den Mütterhäusern das Ausschlaggebende gewesen.

Bekanntlich waren es die Diakonissen, welche die Krankenpflege als einen Frauenberuf wieder zu Ehren brachten. Ihnen folgten zunächst in Europa eine Reihe von Vereinigungen zum Zweck der Krankenpflege, die sich nicht wie die Diakonissengemeinschaften auf religiöser Grundlage aufbauten. Sie adoptierten von den Diakonissen den Schwesternnamen und die Tracht. Und als die Bewegung sich nach Amerika fortpflanzte und hier in den Nurses Training Schools ihren Ausdruck fand, da hat man für jede solche Training School eine Uniform eingeführt, welche die Jünglinge bei ihrer Arbeit tragen müssen. Und die graduierten Pflegerinnen tragen ebenfalls im Dienst eine Tracht. Warum das? Damit sind wir bei der Zweckmäßigkeit angelangt.

Warum tragen die Pflegerinnen eine Tracht, wenn sie mit ihrer Berufssarbeit beschäftigt sind? Erstens, weil sie ihrer Arbeit entsprechend gekleidet sein müssen. Zweitens, weil es nicht ihnen selbst überlassen werden kann, das Passende zu finden. Es möchte den einen gelingen, den anderen aber nicht. Drittens, weil sie durch ihre Kleidung sofort für Patienten, Ärzte und wem sonst es noch zu wissen not tut, als das kenntlich gemacht werden, was sie sind. Die Pflegerinnen tragen ihre Tracht jedoch nur während ihrer Arbeitszeit, denn ihr Beruf ist nicht Lebensberuf wie der der Diakonissen, sondern Mittel mit Ehren ihr Brot zu verdienen. Wenn „der Fall“ erledigt, das Engagement abgelaufen ist, ist auch der Grund zum Tragen der Tracht weggefallen.

Anders bei den Diakonissen. Sie bleiben Diakonissen, welches auch ihre Arbeit sein möge. Da ihr Leben in ihrem Beruf aufgehen soll, wechseln sie nicht ihre Tracht mit Kleidern eigener Wahl. Das fortwährende Tragen der Tracht aber gewährt den Diakonissen außer den bei den Pflegerinnen genannten noch eine Reihe anderer Vorteile. Erstens, die Tracht ist im Vergleich zu dem Luxus, den die Frauенwelt entfaltet, sehr billig. Das ist nun allerdings wenig anziehend für solche, die etwas besonders Herrliches darin sehen, ihren verweslichen Leib mit dem Teuersten zu schmücken. Aber es ist ein großer Vorteil in den Augen derer, denen Wohlzutun und Mitzuteilen zum Lebenszweck geworden ist. Zweitens, die Tracht spart viel edle Zeit. Da ist keine Notwendigkeit mehr die Frage zu erwägen: „Womit werden wir uns kleiden?“ Auch kommt sie nie aus der Mode.

Ein Moment verdient besondere Beachtung, solange von der Zweckmäßigkeit die Rede ist, obwohl es vielleicht hier in Amerika, wo die Diakonissenarbeit noch verhältnismäßig wenig allgemein bekannt ist, noch nicht so hervortritt. Das ist der Anteil an dem Respekt und Vertrauen, welche die Diakonissengemeinschaften erworben haben, wie er dem persönlich noch unbekannten Glied der Gemeinschaft ohne weiteres zuzufallen pflegt, wenn es durch die Tracht als solches ein-

geführt wird. In Europa ist das bekanntlich in einem solchen Maße der Fall, daß man auf Schutzmaßregeln denken muß, damit nicht Betrügerinnen sich diesen Tatbestand durch Anlegen der Tracht zu Nutze machen.

Aber noch mehr, wie die Tracht die Schwestern sofort kenntlich macht nach außen und untereinander, so ist sie auch ein Ausdruck der Zusammengehörigkeit, des Verbundenseins zu einer gemeinsamen Aufgabe, zu „demselben heiligen Dienst.“ Die Schwestern tragen alle das gleiche Gewand, so wird auch hier nicht die eine Arbeit als höher, die andere als niedriger oder gar unter der Würde eingeschätzt, sondern alle Arbeit wird angesehen als der gleiche Dienst, wenn auch nach den besonderen Gaben und Kräften, Dem geleistet, Der das Haupt und der Herr dieser Amtsgemeinschaft ist.

Damit sind wir eigentlich schon mitten im dritten Punkt, den wir in Ermangelung eines besseren Ausdrucks als „ideale Gründe“ bezeichneten. Aber noch eins muß hier hervorgehoben werden. Eine uns allen wohlbekannte Erscheinung sind die zahlreichen Beamten in öffentlichem Dienste, welche durch ihre Kleidung in ihrem Amt kenntlich gemacht werden. Ihre Uniform zeigt, wer sie sind und wem sie dienen. So zeigt auch das Gewand der Diaconissen, wer sie sind und wem sie dienen und wird also ein Bekennnis zu dem Herrn. Und wie das Gefühl der Verantwortlichkeit in dem Herzen des Beamten steigt, je größer der Herr ist, dem er dient, wie er doppelt auf seiner Hut ist, wo ihn sein Gewand sofort kenntlich macht, so soll auch das Kleid der Diaconisse ihr eine beständige Erinnerung sein, daß sie eine Dienerin des Königs aller Könige und Herrn aller Herren ist und würdiglich wandeln muß Ihm zu allem Gefallen.

Die Tracht der Diaconissen ist, wie schon gesagt, keine Grundbedingung für das Diaconissenwerk; trotzdem wäre es töricht, ihren Wert und ihre Wichtigkeit zu unterschätzen. Auch die Tatsache gibt zu denken, daß erfahrungsgemäß innere Unzufriedenheit und Zerfallen mit dem Diaconissenberuf sich gewöhnlich zuerst in abfälliger Kritik der Tracht äußert. Darum wollen wir uns nicht irre machen lassen durch wohlmeinende Ratschläge solcher, die nach äußerem Eindrücken urteilen müssen, weil ihnen die eingehende Bekanntschaft mit der Sache fehlt, die zur richtigen Wertschätzung der Tracht nötig ist.

Schw. F. M.

Aus der Arbeit einer Schwester in einem Seuchenlazarett.

Eines Tages wurde ein Berliner Kellner in unser Lazarett gebracht. Er war schwerkrank; wir wagten nicht, auf Besserung zu hoffen. An einem Morgen dachte ich, er müßte sterben; er war schon ganz blau. Ich kochte starken Kaffee, packte den Kranken in Wärmeflaschen ein. Aber als ich von ihm ging, dachte ich nicht, daß ich ihn

am Abend wiedersehen würde. Doch Gott half ihm hindurch. Nach einiger Zeit sagte der Patient: Schwester, hätten Sie nicht so für mich gesorgt, ich wäre jetzt nicht mehr am Leben. Als ich ihm erwiderte: nicht mir gebührt der Dank, sondern dem größten Arzt, dem Vater im Himmel, sagte er: es ist wahr, ich habe es im Leben manchmal vergessen. Sehr, sehr langsam nur kam er zu Kräften, er blieb aber immer dankbar und zufrieden, bis er so weit war, daß er zur Erholung mit dem Lazarettzug nach der Heimat, der geliebten deutschen Heimat kam.

Vor meiner Seele steht auch noch ganz klar das Bild eines Jünglings, eines 17jährigen Kriegsfreiwilligen. Totesmatt und hülfslos wie ein Kind lag er da an fiebераftem Darmkatarrh; er hatte große Schmerzen, aber keine Klage kam über die Lippen dieses kleinen Helden. Sein Zustand war sehr bedenklich, das merkte er auch. Unser Stationsarzt war ein sehr mitfühlender Arzt, und unser kleiner B. war sein Liebling geworden. Dieser fragte immer so kindlich, und was Herr Doktor ihm sagte, darauf konnte er bauen. Als es aber immer schlimmer mit ihm wurde, sagte er: Schwester, ich glaube doch, daß ich hier sterbe, und ich möchte doch so gerne meine Mutter noch sehen; — meine Mutter! wiederholte er so langsam. Ich sagte ihm dann von unserem großen Arzt und Helfer, unserem Heiland Jesus Christus, in dessen Macht sein Leben stünde, der könne es erhalten, wenn Menschenhülfe versage. Da leuchteten seine Augen, und über das magere Antlitz glitt ein Lächeln, das ich nie vergessen werde; dann sagte er: Ja, das ist auch wahr, der Herr Jesus kann mir helfen, — und sein kindlicher Glaube half ihm durch die nächsten schweren Tage; er genas, wenn auch sehr langsam. Durch die Opferfreudigkeit der lieben Heimat war ich in der glücklichen Lage, dem elenden Kranken manche nahrhafte Speise zuzubereiten, so leichte Puddings, die ja diesen Kranken besonders gut tun. Da konnte er dann wohl sagen: Schwester, sie behandeln mich wie einen kleinen Jungen. „Sie sind ja auch unser kleiner Rudolf“, erwiderte ich ihm. Dann lachte er still und vergnügt und ließ sich die Pflege gefallen. Besonders lieb waren ihm die täglichen Andachten. — Er hatte auch viel Verständnis für das Leid anderer. Ein schwererkranker älterer Soldat lag nebst anderen in demselben Zimmer. Er war oft recht mürrisch und unzufrieden; natürlich lag das an seiner schweren Krankheit. Wenn nun einmal die Klagen laut wurden, sprach unser kleiner B. immer das rechte Wort, z. B.: Kamerad U. hat auch schon viel durchgemacht; wenn wir das alles durchgemacht hätten, würden wir noch schlimmer klagen. Beide kamen später in die liebe Heimat, aber unser unzufriedener U. war auch zufrieden geworden.

Eine Zeitlang war ich zur Vertretung in dem Lazarett für Leichtfranke, das in einer Lederafabrik untergebracht war. Es waren 4—500 unserer lieben Feldgrauen dort. Mit noch zwei Schwestern arbeitete ich in einem Saal, wo 180 Betten standen. Der größere Teil der Soldaten konnte tagsüber auf sein; immerhin lag eine Anzahl fiebераft zu Bett, denen unsere Pflege besonders galt. Wir hatten erst Bedenken, ob wir in dem großen Saal Andacht halten

könnten, aber es ging fein. In der Mitte des Saales fanden sich alle zusammen. Wir sangen gemeinsam ein Lied, das in dem großen Raum wundervoll klang. Wenn die Väter, Mütter und Frauen ein solch andächtige Schar sehen könnten, wie würde ihnen das Herz leicht werden! Jeden Tag fragten sie: Schwester, singen und beten wir auch wieder heute Abend? Nun, dies wurde auch innegehalten, und manch stiller Dank wurde uns zu teil. (Schmelzhütte.)

Hospital-Armenpflege.

Wie die meisten größeren Hospitäler hat auch das Deutsche Hospital seine Armenpflege besonders organisiert unter dem Namen „Social Service Department.“ Schw. Friedericke Feßler leitet diese Arbeit, unterstützt von Schw. Elisabeth Grunow, zum Teil auch bis vor Kurzem von Schw. Louise Altvater, bis dieselbe ganz der Office des Hospitals als Gehilfin von Schw. Alice Fisher zugewiesen wurde. Die Arbeit lässt sich trotz aller modernen Schematisierung nicht leicht in Worte fassen, doch wenn man bedenkt, daß wohl jeder „Fall“ genug Material für eine interessante Erzählung bietet, und daß die meisten viel Fragens und Sorgens nötig machen, so geben folgende Zahlen doch etwas Einblick. Von den mehr als 10,000 Patienten der Poliklinik und über 3,000 des Hospitals, konnte sich die Armenpflege nur mit 420 Fällen befassen, darunter 109, die von anderen Anstalten oder Organisationen zugewiesen wurden. Diese Fälle machten 1846 Besprechungen und 1166 Besuche nötig. Unter diesen 420 Leuten waren 176 Amerikaner, 26 Neger, 69 Deutsche, 61 Ostreich-Ungarn, 44 Russen, 19 Irlander, 5 Engländer, 7 Italiener, 7 Polen, 2 Türken, und je 1 Rumäne, Franzose, Kanadier und Mexikaner. Für deren Unterstützung wurden direkt \$91.72 ausgegeben; die anderen Auslagen beliefen sich auf \$326.46. Diese Leute werden nicht allein in ihren Häusern besucht und daselbst ihre Befolgung ärztlicher Verordnungen möglichst beachtigt, sondern auch nötigenfalls mit Hilfe anderer Wohltätigkeitsgesellschaften überhaupt mit dem Nötigsten versorgt, eventuell auch selbst und ihre Kinder temporär gut untergebracht und nach Kräften angeleitet, sich selbst wieder helfen zu können. Hier bietet sich für Diaconissen treffliche Gelegenheit, im Geiste Jesu zu wirken und für die Armen ein wirklicher Segen zu werden. Deshalb arbeiten auch unsere angehenden Gemeindeschwestern etliche Monate mit in dieser Abteilung, ehe sie ausgesandt werden. In seiner letzten Versammlung beschloß der Verwaltungsrat des Hospitals, diese Arbeit noch weiter auszudehnen und zu dem Zweck noch eine weitere Person dafür anzustellen. Daß in der Verbindung diese Arbeit auch vom christlichen Standpunkt aus betont wurde, hat uns besonders gefreut. Gott wolle seinen Segen dazu geben!

Zur Anstaltschronik.

Einen höchst angenehmen und auch belehrenden Abend bereitete uns am Dienstag, den 20. Februar, Dr. phil. Hans Müller aus Berlin, zur Zeit in New York. Er gab uns nämlich im Saal unserer Lankenaus Schule einen deutschen Volksliederabend, der durch die jedem Liede vorangestellte Erklärung auch in die Geschichte des Volksliedes einführte; daß Dr. Müller seine Lieder auf der Laute begleitete, wie einst Luther, erhöhte das Interesse. Das älteste Lied stammt aus dem 13. Jahrhundert, das letzte aus dem Anfang des 19.; eine Anzahl der älteren jedoch waren schon im 16. Jahrhundert allgemein bekannt und eigneten sich nach kurzer Ueberarbeitung vor trefflich zu geistlichen Gefängen und Kirchenliedern, wie „Wach auf, meins Herzens Schöne“ und „Innsbruck, ich muß dich lassen.“ Die Melodien behielt man ganz bei und der Wortlaut wurde möglichst wenig geändert. Bei dem auch in den weltlichen Liedern sich äußernden tiefem deutschen Gemüt war das nicht schwer. Herr Dr. Müller arbeitet gegenwärtig einen neuen Vortrag aus über Luther und das Volkslied seiner Zeit, der gewiß für kirchliche Kreise noch mehr direktes Interesse haben wird. Eine von ihm in New York herausgegebene Sammlung von 44 Liedern mit Noten für Klavierbegleitung, historischen Notizen und vortrefflichen, altertümlichen Bildern versehen, ist zum Preise von einem Dollar von ihm selbst, 8 State Straße, zu beziehen. Dieses sind jedoch zum Teil auch lustige Handwerksburschenlieder der älteren Zeit.

Am 18. März vor hundert Jahren wurde der Gründer unseres Mutterhauses, Herr John D. Lankenaus, in Bremen geboren. Dieser Tag wird, so Gott will, von der Anstaltsfamilie in gebührender Weise gefeiert werden. Wir hoffen darüber in der nächsten Nummer berichten zu können.

Noch immer haben verschiedene Schwestern mit Krankheit zu tun. Auch Schw. Maria Sowa, die dem Easton Hospital vorsteht, wurde von schmerzhaftem und gefährlichem Augenseiden befallen, doch erholte sie sich durch Gottes Gnade wieder davon. Am 7. März, als ihr Zustand sich genügend gebessert hatte, kam sie zur weiteren Pflege und Ruhe ins Mutterhaus. — Am 12. März mußte sich die vom Waisenhouse in Muscatine, Iowa, uns zugesandte Kindergarten-seminaristin Fr. Marguerite Leutenegger einer Appendicitisoperation unterziehen, die auf baldige Wiederherstellung ihrer seit einigen Wochen leidenden Gesundheit hoffen läßt.

Herr Karl Heck, der am 27. Mai 1916 in unser Altenheim eingezogen war, starb nach kurzer Krankheit am 9. März im Alter von 71 Jahren und wurde am 12. auf dem Glenwood Friedhof beerdigt. Text: Ps. 90, 12. Möchten wir doch alle bereit sein!

Der Diakonissen-Freund.

Monatshest des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

28 Jahrgang.

April 1917.

No. 4.

„Friede sei mit euch!“ Luc. 24, 36.

Mit diesem Gruß steht der Herr plötzlich unter den Seinen. Selbst am Osterabend nach wiederholtem Zeugnis solcher, die ihn schon gesehen hatten, können sie Furcht und Zweifel, Trauer und Verzagtheit immer noch nicht ganz überwinden. Hin und her, für und wider, wogte die erregte Rede. Petri Zeugnis hat sich nicht so leicht als „Mährlein“ bezeichnen lassen wie der frommen Weiber Botschaft; aber den Unglauben mit allerlei Einwürfen hat er doch nicht zum Schweigen gebracht, Marc. 16, 14. Ein Sturm von Fragen erhebt sich von neuem nach dem Bericht der beiden von Emmaus zurückgekehrten Jünger. Da tritt Jesus selbst mitten unter die Schar mit seinem Wort, das weit mehr ist als ein Gruß: „Friede sei mit euch!“ Und der Friede ist da! Was wäre wohl aus der Jüngerschar geworden ohne Jesu persönliches Erscheinen und Eingreifen? Jeder Jünger behauptet das Recht eigener Überzeugung und beschwört damit Unfrieden und Spaltung heraus; doch vor Jesu Autorität beugen sich alle, und damit ist der Friede im Jüngerkreise gesichert. Nun haben sie ihren Herrn wieder, der alle Zweifel heben und alle Fragen beantworten kann, die jetzt noch ihre Seele quälen über Gottes wunderliche Wege. Was das für ein armes Menschenherz bedeutet in Zeiten schwerer Trübsal, wissen wir wohl aus eigner Erfahrung. Darum öffnet ihnen der Herr das Verständnis für das göttliche Muß und zeigt ihnen, wie alle Wege Gottes endlich zur Verklärung führen. Das bringt dem Herzen Frieden. Auch Sorgen haben die Jünger gequält. Was sollen sie nun anfangen? Als Enttäuschte in ihre Heimat zurückkehren und zum Spott der Leute werden, oder aber Jesu Lehre in aller Stille ausbreiten? Hier ist Jesus wieder, ihr Führer und Herr; er entscheidet diese Fragen. In seiner majestätischen Machtvollkommenheit gibt er ihnen den Auftrag, alle Menschen zu seinen Jüngern zu machen und verheiñt ihnen dazu seine Gegenwart bis an der Welt Ende! Jetzt haben sie die Türen verschlossen aus Furcht vor den Juden, bald aber werden sie furchtlos und freudig vor dem hohen Rat und vor Fürsten und Völkern zeugen, daß alles Heil der Welt in dem gekreuzigten und auferstandenen Jesu von Nazareth ist, aber auch daß sich vor ihm noch beugen müssen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind. Da weicht die Furcht und kehrt seliger Friede ein, denn der Herr hat

alle Gewalt im Himmel und auf Erden; was können ihnen Menschen tun? So wird es ihnen möglich, mit keinem andern Mittel als dem Wort vom Kreuz, obgleich es den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Torheit ist, die feindselige Welt zu überwinden und viele für Jesum zu gewinnen. Ueber allem aber steht ihnen die selige Gewißheit, daß Jesus die Sünde hinweg genommen und den freien Zugang zum Vater bereitet hat, so daß sie jetzt schon als Kinder ihm nahen und in der Todesstunde zu ihm kommen dürfen als Himmelserben. So umfaßt Jesu Friede Zeit und Ewigkeit.

Wer Jesum im Herzen hat, wird daher im tiefsten Inneren Frieden bewahren, auch wenn die ganze Welt im Kriege liegt. Möge der Herr, der ja der König aller Könige ist und Herr aller Herren, recht bald mit göttlicher Majestät und Macht der Menschheit blutigem Werk steuern und ihr gebieten: „Friede sei mit euch!“

Zur 100sten Geburtstagsfeier Vater Lankenau's.

Centennial of birth

Am Sonntag, dem 18. März, war es gerade hundert Jahre daß Johann Diedrich Lankenau das Licht der Welt erblickte. Niemand würde dieser Tatsache gedacht haben, hätte er sein Leben so selbstsüchtig genossen, wie die meisten Menschen, die reich geworden sind an irdischem Gut. Gott hatte aber Großes mit ihm vor und nahm ihn deshalb in die Buchtsschule der tiefen Trübsal, wo Herr Lankenau zu seiner Freude lernte, daß es etwas weit Besseres gibt im Leben als Spekulieren und Profite und Zinsen einstreichen. Der eigne Schmerz half ihm das Glend anderer verstehen, mit empfinden, und machte ihn willig und fähig, es auch tragen und lindern zu helfen. So kam es denn, daß er dem Deutschen Hospital, dem er als Präsident vorstand, nicht so „neben bei“ diente, sondern sich ganz und rückhaltslos widmete und später in eben so selbstloser wie umsichtiger und fernblickender Weise das Mary J. Drexel Heim und Philadelphia Diakonissen Mutterhaus gründete und, so weit es in seinen Kräften stand, auch für die Zukunft finanziell sicher stellte. Gerade unser Mutterhaus ist nicht allein für die Lutherische Kirche dieses Landes, sondern auch weit über deren Grenzen hinaus von Bedeutung geworden für die Entwicklung christlicher Liebestätigkeit. Daher war es selbstverständlich, daß der 18. März, der gerade auf den Sonntag Vactare fiel, in unserem Mutterhause zu einem besonderen Festtag wurde.

Im Hauptgottesdienst wies der Anstaltspastor auf den Segen hin, der durch Gottes Gnade von Herrn Lankenau ausgegangen war, teils durch die hierselbst so vielseitig entfaltete Arbeit der Liebe, teils durch die Anregung oder Ermutigung, die sein erfolgreiches Vorgehen anderen Männern gegeben hat zur Gründung ähnlicher Anstalten. Der Predigt lag Jesu Wort zu Grunde: „Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.“ Joh. 7, 38. Am Nachmittag um halb vier Uhr war die

gottesdienstliche Feier, zu der sich außer der Anstaltsgemeinde nur noch die Herren der beiden Verwaltungsräte des Mutterhauses und des Deutschen Hospitals und Glieder des Frauenhilfsvereins des Hospitals einfanden, da man auch diesmal keine allgemeine Einladung hatte ergehen lassen, um der Geburtstagsfeier den üblichen Familiencharakter zu wahren. Der Anstaltspastor fungierte als Liturg und folgte der Vesper-Ordnung. Der erste Redner, Prof. Dr. Offermann, trat auf, nachdem Herr Richter Staake als Präfident die Versammlung in herzlicher Ansprache begrüßt hatte, und knüpfte das der Schriftlektion, 1. Kor. 13, entnommene Wort an: „Die Liebe hört nimmer auf“; er entwarf in kurzen Zügen ein treffliches Lebensbild Vater Lankenau's, das klar die göttliche Führung und den reichen Segen nachwies. Da wir beabsichtigen in der nächsten Nummer eine biographische Skizze zu bringen, dürfen wir an dieser Stelle von weiteren Ausführungen dieser Rede absehen. Ihm folgte der Schwesternchor, der auch die Feier eröffnet hatte, und dann wandte sich Herr Pastor Dr. Sandt in englischer Sprache an die Versammlung. Seine Rede erscheint an anderer Stelle in deutscher Übersetzung.

Die ganze Feier erfüllte uns von neuem mit Dank gegen Gott für das, was er uns durch Vater Lankenau gegeben hat, mit neuem Bewußtsein unserer großen Verantwortung, aber auch mit neuer Hoffnung für die Zukunft. Gott wird dieses sein Werk auch weiter gedeihen lassen zum Erweis seines Erbarmens mit den armen, leidenden Menschen!

Nach der Feier besichtigten die Besucher den Lankenau Saal mit seiner interessanten Sammlung von Gemälden und mancherlei Gegenständen, an die sich persönliche Erinnerungen an ihn knüpfen. Die Herren Direktoren fanden sich zu einem gemütlichen Stündchen im Arbeitszimmer des Pastors ein, bis man um halb sieben Uhr zum Abendessen ging. Es war natürlich ein Festessen, und wurde für die Herren besonders serviert im Komitee-Zimmer, wo zum ersten Mal seit Herrn Lankenau's Tod Glieder des Verwaltungsrats des Deutschen Hospitals und des Mutterhauses zum gemeinsamen Mahl beisammen waren. Leider waren mehrere Glieder vom Deutschen Hospital verreist und zwei durch Krankheit abgehalten, doch hatten alle die an sie ergangene Einladung herzlich erwidert. Anwesend waren vom Deutschen Hospital Herr Vice-Präf. Adolph Rosengarten, Herr Präf. Horace Smith hatte eine Orientreise angetreten, P. A. Hellwege, der langjährige Schriftführer, P. E. P. Pfatteicher, Herr E. T. Stotesbury, eben von Florida zurückgekehrt, konnte leider anderer Verpflichtungen wegen nicht zum Essen bleiben, und die zu beiden Verwaltungsräten gehörenden Herren Gustav A. Schwarz, Ehren-Präf. des Deutschen Hospitals und Vice-Präf. des Mutterhauses, Dr. G. W. Sandt und Herr Herman C. Rumpp; und die Glieder unseres Verwaltungsrats, Herr Präf. Richter Staake, Herr William P. M. Braun, Herr F. C. Hassold, Prof. Dr. Offermann und Herr Peter Woll, Jr. Selbstverständlich war auch der bewährte Schatzmeister beider Anstalten dabei, Herr Edmund R. Teubner, der Super-

intendent des Deutschen Hospitals, Herr Dr. Henry F. Page, und der Pastor des Mutterhauses. Nur Herr Dr. C. G. Berkemeier von unserem Verwaltungsrat fehlte, zu seinem und unserem Bedauern abgehalten. Alle hegten den Wunsch, auch in Zukunft in ähnlicher Weise zusammen zu kommen und nicht allein durch testamentarische Klauseln und verbriegte Rechte und Pflichten, sondern auch durch persönliche Freundschaft das von Vater Lankenau gewollte harmonische Zusammenarbeiten beider Anstalten für alle Zeiten zu sichern. Gott gebe es und segne auch dazu diese Jahrhundertfeier des Geburtstags dieses Mannes, der durch Gottes Fügung der mächtige Förderer des Deutschen Hospitals und der Gründer und Wohltäter unseres Mutterhauses geworden ist!

Auch mehrere Damen, Frauen unserer Verwaltungsratsglieder, feierten nach stehendem Brauch den Geburtstag mit und nahmen am Festessen im Schwesternsaal teil, wo Frau Oberin den Vorsitz führte, und genossen die Abendstunden in trautem Verkehr mit Schwestern. Die Erinnerung an diesen Tag wird allen ein Segen sein!

Ansprache von Dr. G. W. Sandt.

So sehr ich auch bedauere, daß ich Herrn Lankenau nicht persönlich getanzt habe, spreche ich mir doch nicht alle Fähigkeit ab, ihn und sein Werk einzuschätzen. Der allein richtige Maßstab, eines Mannes Wert zu schätzen, ist sein Lebenswerk als das Einzige, das ihn überlebt. Das Doppel-Monument der Liebe und Barmherzigkeit, das als Deutsches Hospital und als Diaconissen Mutterhaus vor uns steht, legt ein beredteres Zeugnis ab von dem, was Herr Lankenau wirklich war als es der Zunge, der Feder oder einem Standbild möglich ist. Ein hervorstechendes Element der Kraft in seinem Charakter war seine selbstlose Hingabe und seine Bescheidenheit. Was der Mensch ist, verleiht Wert und Glanz dem, was er tut. Wenn je ein Mann sich geweigert hat, seine Wohltätigkeit zum Aushängeschild zu machen oder sie vor sich her ausposaunen zu lassen um von den Leuten gepriesen zu werden, so war es Johann Diedrich Lankenau. Dies trat schon im Jahre 1884 recht zu Tage bei der öffentlichen Übergabe und Einweihung des Hauptbaus des Deutschen Hospitals, der sein erstes großes Geschenk ist. Beiden Rednern, Herrn Oberst Mücke und Herrn P. Dr. Mann, hatte er es ernstlich untersagt, ihn lobend zu erwähnen; und seine eigne kurze Ansprache, mit welcher er den Neubau übergab, ist ein Muster von Bescheidenheit und Selbstverneinung. Hat ein Mensch sein Herz wirklich hineingelegt in ein edles Werk, so findet er seinen Lohn in diesem Werke selbst und nicht in einer Anerkennung, die über die Lippen anderer kommt.

Ein anderes Element der Kraft in seinem Charakter ist seine Zurückhaltung und Schweigsamkeit. Er trug seine Gedanken nicht auf der Zunge. Im Ganzen sprach er nicht gern. Seine Beredsamkeit kam eher in Taten zum Ausdruck als in Worten. Er war kein

Schwärmer oder Gefühlsmensch. Sein Leben, wie stille Wasser, war tief, und es war nicht leicht mit ihm in vertraulichen Umgang zu kommen und in das innere Heiligtum seiner Seele zu schauen.

Zwei Faktoren in seinem Lebenslauf und Werk verdiensten besondere Beachtung. Das eine ist die unsichtbare Hand, die ihn bei der Gründung seiner zweifachen Wohltätigkeitsanstalt leitete, ihm selbst schier unbewußt. Ich bin überzeugt, sein Lebenslauf würde sich heute ganz anders lesen, wenn Gott ihm nicht die Richtung gegeben hätte. Seine anfängliche Verbindung mit dem Hospital, da er seines Schwiegervaters Nachfolger im Verwaltungsrat wurde, kommt uns ganz selbstverständlich vor; da ahnte er nichts von dem Gott gewollten Ziel dieser Führung. Doch auf den ersten Schritt folgte notwendigerweise der zweite. Er sah der Menschen Bedürfnis und Elend. Was er sah, traf sein Herz und weckte in ihm einen großen Lebensplan. Doch dieser Plan gewann erst Gestalt, nachdem ihn Gott durch das Tal der Trübsal geführt hatte. Der Tod seiner Gattin und seines Sohnes, der auf der Höhe seiner Jugendkraft dahin gerafft wurde, beugte ihn und seine Tochter so tief, daß sie gutem Rat folgten und eine ausgedehnte Reise nach Europa und dem Morgenlande machten. Kurz vor der Heimkehr kam die Unregung gleichsam als Ersatz für den Verlust eine zweite Anstalt der Barmherzigkeit zu gründen. So half die Trübsal ihn vorbereiten auf größere Werke und den Rat seiner Schwester in Bremen zu befolgen, Diaconissen zu gewinnen und so für seine Anstalten einen Geist und Dienst zu sichern, wie ihn bloße Geldmittel nicht verschaffen können. Die Tochter hatte zwar nur an ein Altenheim gedacht, doch nach ihrem baldigen Heimgang kam der Plan hinzu, ein Diaconissen-Mutterhaus zu gründen. So ließ Gott aus der Trübsal einen reichen Segen entspreien und führte Herrn Lankenau Wege, die er sonst nie betreten hätte.

Dies bringt uns zu dem zweiten Faktor, der betont werden muß, und das ist seine Entdeckung, daß bei der Kirche der Dienst und Sinn gesucht werden muß, den die Wohltätigkeitsübung unbedingt braucht; denn ohne die christliche Kirche ist die Diaconisse unmöglich. Aus Erfahrung hatte Herr Lankenau gelernt, daß der Dienst an den Elenden seine höchste Entwicklung nicht erreicht als Ausdruck rein menschlichen Mitleids, sondern des lebendigen Christentums. Eine höhere Macht ist als Triebkraft nötig denn bloße Sympathie und Opferwilligkeit, wie wir sie zuweilen selbst in der Tierwelt finden. Natürliches Erbarmen bildet immer noch ein schätzbares Element in der Seele des gesunkenen Menschen; doch kann man sich nie darauf verlassen, denn diesem Erbarmen und Opfermut geht stets zur Seite die Leidenschaft, die sich in Neid, Bosheit, Haß und Grausamkeit äußert. Humanität ist ein sehr unsicheres Element so lange sie nicht durchdrungen ist von Christi Geist und Liebe. Unerlässlich ist das Christentum um das Gewissen zu weden und im Dienst der Nächstenliebe Ausdauer zu verleihen. Deshalb müssen das Deutsche Hospital und das Diaconissenhaus wie ein heiliges Ehepaar auf alle Seiten verbunden bleiben. Wenn sich der im Deutschen Hospital geleistete Dienst irgendwie

von dem anderwärts gefundenen unterscheidet und auszeichnet, sei es bei Aerzten, Diaconissen oder Pflegerinnen, so hat das seinen Grund darin, daß der Dienst in wesentlich christlichem Geist geschieht und nicht in einfach humanitärem Sinn. Herr Lankenau kam einen mächtigen Schritt seinem Lebensziele näher als er das Hospital durch das Mutterhaus mit der Kirche in Verbindung brachte.

Auf dem Kirchhof bei der historischen Trappe Kirche, deren Gottesdienste Washington besuchte als er mit seinen Truppen den berüchtigten Winter in Valley Forge verbrachte, deckt eine Steinplatte ein Grab und trägt die Inschrift: „Heinrich Melchior Mühlenberg. Wer und was er war, werden künftige Geschlechter wissen auch ohne Denkmal.“ Das Wort möchte ich dieser hundertsten Geburtstagfeier auch auf Johann D. Lankenau anwenden. Es ist fast auffallend, daß sein Name in der offiziellen Bezeichnung keiner dieser beiden Denkmale christlicher Barnherzigkeit erscheint, und nur erst seit 1910 mit der Töchterschule verbunden ist. Nur Votiv-Tafeln und Bilder zeugen von dem ihm schuldigen Dank. Und doch bleibt sein Gedächtnis gesichert. Er lebt fort in den dankbaren Herzen vieler Taufenden, deren Wunden und Krankheit hier geheilt wurden oder deren Lebensabend hier getrostet worden ist durch den Dienst, den er als Gottes Werkzeug vermittelte hat. Johann D. Lankenau — künftige Generationen werden auch ohne Denkmal wissen, wer und was er war!

Eine wichtige Resignation.

Unser langjähriger Präsident, Herr Richter William Heaton Staake, fühlte sich unter den obwaltenden kritischen Verhältnissen, besonders mit Rücksicht auf sein hohes Richteramt, gedrungen, nicht allein sein Präsidentenamt niederzulegen, sondern auch seine offizielle Verbindung mit unserer Anstalt ganz zu lösen. Er sandte daher am 25. März seine Resignation ein, die in einer Spezial-Sitzung des Verwaltungsrats am 29. März nach eingehender Beratung angenommen wurde mit tiefem Bedauern, daß er sich zu diesem Schritt genötigt glaubte und mit aufrichtigem Dank für die vielen und höchst wertvollen Dienste, die er unserer Anstalt geleistet hat.

Herr Richter Staake besaß das volle Vertrauen des Herrn Lankenau und trat auf dessen besonderen Wunsch dem Verwaltungsrat bei am 24. Februar 1898; am 7. Februar des folgenden Jahres wurde er Vice-Präsident und übernahm als solcher bei Herrn Lankenau's Tode am 30. August 1901 die Leitung, bis er am 7. Januar 1902 als Präsident erwählt wurde. Mit großem Eifer versah er das Amt und förderte er die Entwicklung der Arbeit; besonders leitete er den Ankauf des großen Eigentums, das nun ganz den Zwecken unserer Lankenau Töchterschule dient. In Erwiderung auf den ihm zugegangenen Beschuß der Annahme seiner Resignation, schreibt Herr Richter Staake u. a.: “I trust I shall never cease to have an inter-

est in an institution which has commanded and received my affectionate service for so many years. . . . I have the same affectionate interest in the 'Home and Motherhouse,' in the 'Children's Hospital' and in the 'Lankenau School,' which I have always had, and no one regrets the severance of my official relationship more than does Yours most sincerely, William H. Staake."

Da unser Vice-Präsident, Herr G. A. Schwarz, schon im 85. Lebensjahre steht und deshalb die Verantwortung des Präsidentenamts nicht übernehmen möchte, wurde bis zur regelmäßigen Beamtenwahl im nächsten Januar Herr William P. M. Braun als Präsident pro tem. erwählt. Herr Braun steht seit Jahren dem inneren Leben des Mutterhauses und den meisten Schwestern persönlich nahe und hat als Fabrikbesitzer und Finanzmann reiche Erfahrungen, die, nebst seinem herzlichen Wesen und seiner Verbindung mit unserer Anstalt als Glied des Verwaltungsrats seit dem 8. April 1902, es ihm verhältnismäßig leicht machen, sich mit den nun an ihn herantretenden Fragen zurecht zu finden. Dazu wolle der ewig treue Gott ihn immer tüchtiger machen durch den hl. Geist und auch alle mit dem Mutterhouse Verbundenen mit Weisheit und Kraft ausrüsten, damit unter uns alles geschehe nur nach Gottes Willen und zu Gottes Ehre!

Einkleidung.

Unser diesjähriger Kursus kam am Mittwoch der Karwoche mit der Einkleidung von drei Jungfrauen als Probeschwestern zum Abschluß. Es waren Fr. Edith Baden von Richmond Hill, N. Y., Fr. Irene Fillman von Souderton, Pa., und Fr. Christine Steckroth von Hazleton, Pa. Damit ist die Zahl der Schwestern auf 83 gestiegen. Die Feier fand wie üblich am Abend im Westsaal statt. Die Ansprache des Pastors gründete sich auf 1. Tim. 1, 12: „Ich danke unserem Herrn Jesu Christo, der mich stark gemacht und treu geachtet hat und gesetzt in das Amt," und zeigte, wie Pauli Dankbarkeit gegen Jesum dem Bewußtsein entspringt, daß die Fähigkeit, die Ausdauer und die Berechtigung im Dienste allein von Jesu kommt. — Der Feier wohnten u. a. auch unser neuer Präsident, Herr Braun, bei und seine Gattin, die als Vorsitzerin des Komitees für Diaconie, das der Frauen Missionsverband des General Konzils in 1913 in Toledo, Ohio, gründete, mit Fr. Baden und Fr. Steckroth korrespondiert hatte, ehe diese sich an das Mutterhaus wandten; also gleichsam die Erstlinge der Arbeit dieses Komitees. Gott lasse eine reiche Ernte folgen!

Wir haben gegenwärtig noch in Vorprobe Fr. Adelia Claus, Fr. Anna Hund und Fr. Marguerite Lentenegger. Wenigstens drei andere Jungfrauen hatten ihren Eintritt zu Ostern in Aussicht gestellt, sind aber durch Umstände daran verhindert worden. Gott wolle

ihnen den Weg bald frei machen und uns in dieser Zeit der Heimsuchung und Erweckung auch noch viele neue Kräfte zuführen!

Zur Anstaltschronik.

Am Palmsonntag wurden im deutschen Morgengottesdienst folgende Schülerinnen unserer Lanfenau Schule in der Anstalskapelle konfirmiert: Margaret Rietmann aus West Hoboken, N. J.; Ernstine Ebner aus Bay Ridge, N. Y.; Esther M. Neumeier aus Harrisburg, Pa., und Helen S. Säckel aus Logan, Pa. Gott selbst wolle sie in ihrem Bekenntnis und Wandel bestätigen, konfirmieren, daß sie Jesu ewig treu bleiben. Die Konfirmationspredigt gründete sich auf 1. Joh. 2, 28: „Und nun, Kindlein, bleibet bei ihm!“

Schw. Marie Koch mußte sich am 21. März einer schweren Operation unterziehen, die jedoch durch Gottes Gnade glücklich verlief. Sie befindet sich jetzt auf dem Wege der Genesung, so daß sie bald auf gute Gesundheit und weiteren gesegneten Dienst rechnen darf. — Schw. Alwine Stadtländers Zustand hat sich leider noch nicht wesentlich gebessert, obwohl etwas Fortschritt zu erkennen ist und zur Hoffnung auf endliche Genesung berechtigt. Der Herr gebe es in Gnaden! — Schw. Elisabeth Grunow mußte ebenfalls auf etwa zwei Wochen ins Hospital und konnte dann zur weiteren Erholung am Samstag vor Ostern nach Hause reisen in Pittsfield, Mass. Nach seinem unerforschlichen Rat demütigt uns Gott durch solche Heimsuchungen immer wieder, aber er hilft uns auch wunderlich und beweist, daß seine Kraft in den Schwachen mächtig ist!

Am Gründonnerstagabend, dem 5. April, entschlief nach langerem Leiden die Witwe Barbara Knecht, geb. Ziegler, aus Durlach, Baden, und seit dem 22. November 1909 in unserem Altenheim. Sie brachte ihr Alter auf 78 Jahre und 10 Monate. Als einzigen Verwandten hinterläßt sie einen in Scranton, Pa., wohnhaften Bruder, der sich zum Begräbnis am Ostermontag einfand. Sie stand fest im Glauben an unseren Heiland. Leichentext: „Ich lebe und ihr sollt auch leben.“ Joh. 14, 19.

Im Februar genossen Schw. Anna Baumgarten und etwas später Schw. Cora Wagner, die der Erholung sehr bedurften, die Gastfreundschaft des Erholungsheims „River Crest“ am Schuylkill Fluß bei Phoenixville, Pa., woselbst seit letzten Juni unsere Schw. Laura Bitting steht. Für solchen Liebesdienst ist unser Mutterhaus sehr dankbar.

Der Diakonissen-Freund.

Monatshest des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

28. Jahrgang.

Mai 1917.

No. 5.

Pfingstgebet.



omm, Heil'ger Geist, erfülle mich
mit Deinem Segen mildiglich,
Du Geist der ew'gen Liebe.
Mach mich von meinen Sünden rein
und lasse Dir geweihet sein
ganz meines Herzens Triebe,
all' mein Leben Dir zu geben,
all' mein Sinnen Dir zu schenken,
ganz in Dich mich zu versenken!

Dein Gotteshauch umwehe mich
mit Geist und Wahrheit inniglich
schon hier auf dieser Erde,
daß, wenn mich gleich der Tod umfreist,
ich doch durch Dich, o Heil'ger Geist,
des Lebens fröhlich werde.
Rein zu leben laß mich streben,
daß von Dir durchweht ich übe
Gottesfurcht und Menschenliebe.

W. Österwald.

... Ich will dich segnen . . . und sollst ein Segen sein. 1. Mose 12, 2.

„Das war die Doppelverheißung, mit der Jehovah den Patriarchen anzugehen hieß aus Vaterland und Freundschaft in ein fremdes Land, daß er ihm zeigen wollte, in dem er hinfort seinen Beruf haben und das große Werk ausrichten sollte, das Gott ihm beschieden. Schlicht und kurz, und doch so weitgreifend und umfassend wie diese Worte sind, bedeuten sie den Leitstern für das Leben eines jeden Christenmenschen, der seinen göttlichen Beruf erkennt und mit der von Gott empfangenen Ausrüstung seine Lebensaufgabe frisch und getrost ansaßt und treulich und gewissenhaft ausrichtet.

„Ich will dich segnen,“ — das ist und bleibt allezeit das Erste. Gott, der reiche Geber aller guten und vollkommenen

Gaben, muß immer zuerst seine Hand auftun und geben. Was jeder Einzelne ist in seiner Persönlichkeit, was er besitzt an seinen besonderen Gaben und Fähigkeiten, was sein eigen ist in der Ausbildung und Aussstattung für's Leben, das ist er und das hat er von Gottes Gnaden, das ist der Gottes Segen, den eines reichen, treuen Vaters Hand auf ihn gelegt, es ist das Kapital, das er nun umzusetzen hat im Dienste Gottes und seiner Mitmenschen, seinem Gott zu Ehren und seinem Nächsten zum Heil. So geschieht es, daß der von Gott Gesegnete ein Segen wird für andere. Dies Doppelwort ist wahr an jedem irdischen Pilgrim, der auf Gottes Wort und unter Gottes Hut den Wanderstab ergreift und seine Lebensreise tut. Ob einer hoch steht oder nieder, ob er reich ist oder arm, das Prinzip ist immer dasselbe und gilt für alle."

Das war die Einleitung zur Predigt, die der langjährige Mitarbeiter und Berater Vater Lankenau, Prof. Dr. Spaeth, bei dessen Begräbnisfeier in der Anstaltskapelle hielt und an die wir in Verbindung mit der Jahrhundertfeier seines Geburtstags um so lieber erinnern, da dieses Wort für alle, die im Dienste des Herrn stehen, von besonderer Bedeutung ist. Gott hat uns gesegnet und zum Segen gezeigt. Mögen wir daher dankbar und zielbewußt das Werk fortführen, an das uns Gott gestellt hat!

Johann D. Lankenau.

Johann Diederich Lankenau, der Wohltäter des Deutschen Hospitals und Gründer des Mary S. Drexel Heims und Philadelphia Diaconissenmutterhauses, wurde geboren am 18. März 1817 in Bremen, Deutschland. Sein Vater war dort ein geachteter Kaufmann. Seine Ausbildung erhielt er in den Schulen seiner Vaterstadt, der Stadtschule und der Handelschule. Zu Ostern 1832 wurde er konfirmiert von Dr. Johann Heinrich Bernhard Draeseke, von 1814—1832 Pastor an der St. Ansgar Kirche zu Bremen, gleichberühmt als Patriot und Kanzelredner. Von seinen Hörern forderte dieser „Liebe, Arbeit, Kampf, Aufopferung fürs Vaterland und eine durch das Bewußtsein, es gelte einer guten Sache, begründete Zuversicht auf den Herrn Herrn.“ Der Denkspruch, den er dem jungen Lankenau eigenhändig in sein Gesangbuch schrieb, zeigt, daß Draeseke bemüht war, solchen Sinn auch in seine Konfirmanden zu pflanzen. Gleich nach seiner Konfirmation trat er als Lehrling in das Colonial-Waaren-Geschäft von Tiersch und Gerischer ein, welche die Nachfolger der Firma seines Vaters, Lankenau und Tiersch, waren. Nach drei Jahren wurde er von Kaufmann Wicht für sein Philadelphia Haus, Wicht, Werner & Co., engagiert. Am 4. August 1836 schiffte er sich ein nach Baltimore an Bord des Schiffs „Elise“. Während er seine Mutter bei Gelegenheit späterer Geschäftsreisen noch mehrmals

besuchen durfte, hat er seinen Vater in diesem Leben nicht wieder-
gesehen.

Wenige Tage nachdem er am 15. September in Baltimore angekommen, setzte er seine Reise nach Philadelphia fort. Dort suchte er alsbald das Haus auf, in dem er Stellung genommen. Nachdem 1840 Herr Werner sich von der Firma zurückgezogen und fünf Jahre später auch Herr Wicht frankheitshalber aus dem Geschäft schied, bildeten ein Neffe Herrn Wicht's und Herr Lankenau eine neue Firma unter dem Namen Wicht & Lankenau.

In 1846 kam Herr Lankenau zum ersten Mal mit seinem späteren Schwiegervater, dem alten Herrn F. M. Drexel, in nähere Be-
rührung. Er hatte in Geschäften nach Europa zu reisen und da er sich einige Zeit in England aufzuhalten wollte, sprach er im Drexel'schen Bankgeschäft vor, um etwas englisches Geld einzutauschen. Der alte Herr Drexel nahm sich des jungen Geschäftsmanns aufs freundlichste an und erkundigte sich nach seinen Plänen und Aussichten und gab ihm manchen guten Rat. Im Spätherbst desselben Jahres traf er wieder mit Herrn Drexel zusammen, aber diesmal in dessen eigenem Hause. Ein musikalischer Abend hatte ihn mit dem Sohn, Francis A. Drexel, zusammengebracht. Es entwickelte sich ein näheres Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden und Herr Lankenau wurde Hausfreund in der Drexel'schen Familie. Am 9. Oktober 1848 führte er Mary Joanna Drexel als seine Gattin heim. Sie war eine Frau voll Liebe und Güte gegen die leidende Menschheit, eine unermüdliche Wohltäterin und Freundin der Armen und Elenden. Nur einmal begleitete sie ihren Gatten auf einer Europareise und hielt sich dort bei ihrer Schwigermutter auf, während Herr Lan-
kenau seine Geschäfte besorgte. Nach fast fünfundzwanzigjährigem glücklichen Eheleben entriß ihm der Tod im Mai 1873 die geliebte Gattin.

Die Wechselseite des Bürgerkriegs bewogen die Firma Wicht & Lankenau zu dem Entschluß, ihre Vorräte auszuverkaufen und sich aufzulösen. Noch vor dem Fall Richmond's war dieser Entschluß in vorteilhafter Weise zur Ausführung gebracht. Der Partner Herrn Lankenau's kehrte nach Deutschland zurück und Herr Lankenau konnte sich nicht entschließen ein neues Geschäft anzufangen. Seine Zeit war ohnehin genügend in Anspruch genommen als einer der Testamentsvollstrecker seines Schwiegervaters, der am 5. Juni 1863 infolge eines Eisenbahnunglücks auf der Philadelphia & Reading gestorben war. Von dieser Zeit her datiert auch Herrn Lankenau's Verbindung mit dem Deutschen Hospital. Der alte Herr Drexel war ein Hauptgönner und der Schatzmeister der Anstalt gewesen und es war daher ganz natürlich, wenn jetzt die Freunde der Anstalt ihre Augen auf Herrn Lankenau richteten als Nachfolger seines Schwiegervaters und Ver-
treter der Drexel'schen Familie.

Schon im Jahre 1850 projektiert, erhielt das Deutsche Hospital seinen Charter von der Legislatur in 1860. Doch kaum hatte die Corporation ein Eigentum an der 20. und Norris Straße erworben

als der Bürgerkrieg ausbrach. Die Regierung ergriff Besitz von dem erworbenen Eigentum und brauchte es als Militärhospital bis Ende Juli 1866. Als Deutsches Hospital begann es also seine Arbeit erst im November 1866. In 1869 wurde Herr Lanzenau zum Präsidenten erwählt und er bekleidete dieses Amt fast 32 Jahre lang, bis an sein Ende. Dabei war er stets, wie er sich selber bescheiden ausdrückte, „bemüht, seine Pflichten gegen die Anstalt und seine Mitbürger zu erfüllen.“ Großenteils durch seine Bemühungen und Mithilfe wurde der Umzug des Hospitals von der ursprünglichen Lage nach dem gegenwärtigen großen Grundstück möglich. Der außerordentliche Aufschwung den die Anstalt von da an genommen, die Ausdehnung der Räumlichkeiten, die Umbauten und Anbauten, die Reorganisation der ganzen inneren Verwaltung, besonders durch die Einführung der Diaconissen, alles das ist im wesentlichen sein Werk gewesen. Zu dem ursprünglichen Grundstück kaufte er den Rest des Eigentums bis zur 22. Straße zwischen Girard Ave. und der Poplar Str.; er baute den neuen südlichen Flügel, die massive Mauer mit Gitter, welche das ganze Grundstück umgibt, die neue Küche, Heizanlage, Stall und Totenhaus, alles aus eignen Mitteln. Und doch repräsentieren diese auf's beste eingerichteten Gebäude nur einen kleinen Teil von dem, was er für die Anstalt getan. Man hat mit Recht gesagt, daß für ihn jeder Tag des Jahres ein Gabentag für's Deutsche Hospital war. Nicht nur gab er seine Zeit, Mittel und Geschäftserfahrung, sondern auch die persönliche Liebe und Hingebung seines menschenfreundlichen Herzens.

Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um das Hospital durch die Einführung der Diaconissen, denn dadurch wurde das Problem zweckmäßiger Verwaltung und Pflege ein für allemal zufriedenstellend erledigt. Freilich gelang dies Herrn Lanzenau nur nach mancher Enttäuschung und mehreren Jahren erfolgloser Bemühungen. Unermüdliche Arbeit war ihm ein Lebensbedürfnis geworden, besonders nachdem ihm alle seine Lieben, nach Gottes unerforschlichem Rat durch den Tod genommen und er an seinem Lebensabend einsam stand. Das Andenken seiner Lieben suchte er durch Gaben und Stiftungen zu erhalten.

Zum Tode der Gattin kam im Februar 1877 der Verlust seines einzigen Sohnes, der als blühender Jüngling hinweggerafft wurde. Nicht nur für den Vater sondern auch für die Schwester Elise, das einzige überlebende Kind, war dies ein schwerer, schwerer Schlag. Der Gram über diese Verluste lag schwer auf dem Vater und zehrte am Lebensmark der vorher blühenden und kräftigen Tochter. Freunde rieten zu einer Europareise. Am 4. August 1877, demselben Monatstag, an dem er vor 41 Jahren auf dem Schiffe „Elise“ die Heimat verlassen, reiste er jetzt mit seiner Tochter Elise nach Bremen ab. Von dort aus wurden Holland, Frankreich und Italien bereist. Am 31. Dezember trafen die Reisenden mit Herrn Joseph Drexel und Frau zusammen in Brindisi. Die Jahreswende verlebten sie zusammen an Bord des englischen Dampfers „Deccan“, der sie nach dreitägiger

Fahrt im Hafen von Alexandrien landete. Von dort ging es per Bahn nach Kairo, wo sie in dem trefflichen, von einem Deutschen gehaltenen Hotel du Nil abstiegen. Von dort unternahm man eine längere gemeinschaftliche Nilfahrt auf einer „Dahabieh.“ Es war gerade um diese Zeit daß General Grant auf seiner Weltreise in Kairo weilte, wo der Khedive ihm einen Dampfer zur Verfügung stellte. Die Drexels mit Fräulein Lankenau besuchten ihn dort. Herr Lankenau selbst war nicht imstande daran Teil zunehmen, da er zwar nicht seefrank, wohl aber „Nil-frank“ geworden war. Die 4wöchentliche Nil-Tour ging nach Assuan, dem alten Syene. Dort brachte man eine Woche zu und besuchte von dort aus die Insel Philae. Im Boot fuhren sie dann den ersten Cataract hinunter und besuchten auf dem Rückwege viele der berühmtesten egyptischen Tempel-Ruinen. Nachdem man wieder eine Woche in Kairo verweilt hatte, schiffte man sich von Alexandrien auf einem französischen Dampfer nach Neapel ein. Von dort ging's über Rom zurück nach Deutschland. Unwohlsein von Fräulein Lankenau machte einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Rom nötig. Von Deutschland nahmen die Reisenden einen Lloyd-Dampfer nach Southampton, besuchten die Insel Wight und hielten sich dann mehrere Wochen in London auf. Hier in London verlebten Vater und Tochter drei höchst angenehme Wochen. Sie waren im Hotel Flemmings in der Half Moon Straße abgestiegen. Dort begegneten sie Freunden aus Philadelphia und in den Abendstunden wurden Reiseerinnerungen gesammelt und im Gedächtnis aufgefrischt. Daneben wurden aber auch Pläne für die Zukunft entworfen und besprochen und da kam auch der Plan des Mary J. Drexel Heims zuerst zur Sprache. Es wurde ein Lieblingsgedanke der Tochter, daß auf dem Hospitalgrund ein Altenheim errichtet werden sollte, daß nach ihrer zu früh verstorbenen Mutter den Namen „Mary J. Drexel Home“ tragen sollte. Herr Lankenau hatte seiner Tochter öfters erzählt wie schwer es ihm würde, daß alte heimatlose Leute oft als genesen aus dem Hospital entlassen werden müssten ohne einen Platz zu haben, wo sie das Haupt hinlegen könnten. Fast täglich wurde das Thema von Vater und Tochter besprochen und beide waren darin ein Herz und eine Seele.

Nachdem man von London aus noch manche interessante Stätten der Umgegend besucht hatte, darunter Oxford, Stratford am Avon, Kenilworth und dann auch die schottische Hauptstadt Edinburgh, reisten Vater und Tochter von Liverpool aus nach Philadelphia. Man landete am 10. November 1878, und gerade acht Jahre später wurde der Grundstein zum Mary J. Drexel Home gelegt. Aber zu dieser Zeit war die, welche mit so viel Liebe und Begeisterung daran geplant hatte, längst nicht mehr unter den Lebenden. Schon 1882 war auch die Tochter Elise dem früh verstorbenen Sohne Frank gefolgt und der betagte Vater stand allein und kinderlos da, hinsicht mehr als je bemüht für andere Hilflose und Heimatlose Pflege und Obdach zu schaffen.

Deutsche Interessen und Unternehmungen vertrat Herr Lan-

kenau immer nach besten Kräften. Auf Vorschlag von Konsul Chas. H. Meyer wurde er 1875 zum Präsidenten der deutschen Ausstellungskommission ernannt während der Vorbereitung für die Centennial-Ausstellung. In Anerkennung seiner wertvollen Dienste an dieser Kommission erhielt er später den Kronenorden 3. Klasse. Später als die Pläne des Mary T. Drexel Home zur Ausführung kamen, brachte der deutsche Konsul, Chas. H. Meyer die Verdienste Herrn Lankenau's um die Deutschen und das Deutschtum Philadelphia's in einem Spezialbericht zur Kenntnis der Deutschen Regierung und des Kaisers, der mit seiner hohen Gemahlin gütiges Interesse an unserem Deutschen Hospital und der hiesigen Diaconissensache gezeigt hat. Infolge hiervon zeichnete Kaiser Wilhelm I. den edlen Wohltäter aus durch Verleihung des Kronenordens 2. Klasse.

Bis an sein Ende war Herr Lankenau tätig im Interesse des Hospitals und des Mary T. Drexel Home, nichts schien ihm zu viel, nichts war ihm zu schwer. Bis 1901 stand er beiden Anstalten als Präsident vor. Während er in Cape May Point weilte, traf ihn am 17. Juli 1901 ein Schlaganfall. Er erholte sich merkwürdig rasch, sodass er am 29. Juli nach Philadelphia zurückkehren konnte. Dort traf ihn am 28. August ein neuer Schlaganfall, aus dem er nicht mehr zum Bewußtsein erwachte. Am 30. August bei Sonnenuntergang entschlief er während zwei der Schwestern die beiden letzten Verse von dem Liede „O Haupt voll Blut und Wunden“ an seinem Sterbelager sangen. Bei der Leichenfeier widmete Dr. Spaeth dem entschlafenen Freunde einen beredten Nachruf. Seine sterblichen Überreste wurden dann auf dem Woodland Gottesacker im Mausoleum der Familie Drexel beigesetzt, wo sie zwischen der Gattin und der Tochter Elise dem Auferstehungsmorgen entgegen schlummern.

Die Jahrhunderfeier seines Geburtstags hat manche persönliche Erinnerung an „Vater Lankenau“, wie er unter uns vielfach genannt wird, wieder aufgefrischt und uns in dem Vorsatz von neuem befestigt, alljährlich seinen Geburtstag gebührend zu feiern, damit seine Person und sein Verdienst auch den jüngeren Gliedern unserer Anstaltsfamilie bekannt werde und alle, die heute seine Wohltat genießen, mit Dank erfülle gegen Gott, der uns einen solchen Mann gegeben hat.

Zur Anstaltschronik.

Frl. Bertha Anderson aus Denver, Col., die im Oktober zu uns kam, um sich auf den Missionsdienst in Indien vorzubereiten, kann zunächst nicht ausgesandt werden, da die britische Regierung die Zulassung weiterer amerikanischer Missionare, besonders lutherischer, verweigert. Sie beabsichtigt deshalb nächsten Herbst im Augustana College, Rock Island, Ill., ihre Studien fortzusetzen, doch jetzt noch etliche Monate bei uns zu bleiben zur praktischen Anleitung in der Krankenpflege.

Fr. Anna Marguerite Leutenegger, die durch Herrn P. Reinemund in Muscatine, Iowa, zu uns kam zur Ausbildung als Kindergärtnerin, hat sich mit seiner Zustimmung entschlossen, Diakonisse zu werden und ist zu Ostern als Diakonissenschülerin aufgenommen worden. Sie wird natürlich ihren Kursus im Kindergarten fortsetzen. — Fr. Ida M. Ahlberg von Middletown, Conn., trat am 11. April ein zur praktischen Ausbildung für Anstaltsarbeit. Zunächst wird sie in der Krankenpflege verwandt und im September tritt sie in den Kursus für Kindergärtnerinnen ein.

Am 1. Mai reiste Frau Oberin mit Schw. Friederike Ostermann und Schw. Elenore Diehl nach Cape May Point, um die Villa Lanfenau wieder zu öffnen. Sie kehrte mit der Schw. Elenore am 15. zurück und ließ Schw. Friederike daselbst als Hausmutter zurück. An diesem Tage zogen dort Schw. Marie Koch und Schw. Alwine Stadtländer, die sich eben von schwerer Krankheit erholt, als erste Gäste ein. Gott segne ihren Aufenthalt, daß sie bald wieder in seinen Dienst zurück kehren dürfen!

Schw. Marie Sowa weilt seit Ende März bei ihrer Schwester in Californien und wird voraussichtlich noch mehrere Monate nötig haben, wieder zu Kräften zu kommen. Sie hat in jahrelanger Leitung des Easton Hospitals dasselbe sich nicht allein nach außen hin entwickeln sehen zu einem der bedeutendsten Hospitäler des Städte reichen Lehigh-Thales, sondern hat es auch nach innen auf eine Höhe gebracht, die dem Hospital von der staatlichen Kommission die Bezeichnung A1 eintrug, die sonst nur großstädtischen Hospitälern ersten Ranges verliehen wurde. Wir hoffen zu Gott, daß Schw. Marie spätestens bis zum Herbst neu gestärkt wieder auf ihren Posten zurück sein wird, der einstweilen von Schw. Viola Sheaffer unter großen Schwierigkeiten doch mit Erfolg versehen wird. Ueberall mangelt es an willigen und geeigneten Arbeitskräften, besonders Dienstboten, wohl nirgends mehr als in den kleineren Industrie-Städten, wo die Munitionsfabrikation die Löhne auch für Frauen auf bisher unerhörte Höhe getrieben hat. Die Lage aller Anstalten wird dadurch bedeutend erschwert, denn die Anforderungen steigen beständig trotz geringerer Hilfe. Das treue Aushalten auf schwerem Posten in der Stille und Verborgenheit ohne besondere Anerkennung ist eine der edelsten Formen des Patriotismus. Gott mache alle unsere Schwestern stark und treu!

In der Lanfenau Schule gab es in den letzten Wochen mancherlei Unterhaltungen, die in das oft so einförmige Anstaltsleben angenehme Abwechslung brachten, weil unsere Schwestern und andere Glieder unserer Anstaltsfamilie sich auch dazu einfinden. Am 25. April hielt Prof. Francis Harvey Green von der Westchester Normal Schule seinen so unterhaltenden wie belehrenden Vortrag über "The Musical Scale of Life."

Am 2. Mai hatte die Junioren-Abteilung unserer Musikschülerinnen unter Schw. Thekla Dahls Leitung ihr jährliches Konzert, das von fleißiger Arbeit und guter Begabung zeugte; und am 16. Mai die Senioren-Abteilung unter Schw. Flora Moyer, die in den vortrefflichen Leistungen ihrer Schülerinnen, unter denen verschiedene künstlerische Talente sind, gewiß reichen Lohn fand für ihre Arbeit. Der Besuch war auch sehr gut und erklärte das Konzert für einen echten musikalischen Genuss, worüber besonders die anwesenden Herren vom Verwaltungsrat hoch erfreut waren.

Das diesjährige Schauturnen fand am Freitagnachmittag, dem 11. Mai statt und zeigte, daß unsere Mädchen Kraft und Gewandtheit in hohem Maße entwickelt und damit die Grundlage für spätere hohe Leistungsfähigkeit haben. Was manche am Reck, an den Ringen und im Hochsprung leisteten, erregte allgemeine Bewunderung. Unsere Turnlehrerinnen, Fr. Eggers und Fr. Timmermann, verdienen ebenfalls dafür alle Anerkennung.

Die Kensington Dispensary-Gesellschaft, die seit völlig zehn Jahren im Segen den Kampf führt gegen Lungenschwindsucht, hielt am 14. Mai in dem Lankenau-Schulsaal ihre Jahresversammlung ab, die sehr gut besucht war. Dr. John B. Flick, der in diesem Staate als Bahnbrecher auf diesem Gebiet rühmlichst bekannt ist, hielt eine treffliche Ansprache über die Beteiligung des Bürgers an dem Kampf gegen grassierende Krankheiten und zollte dabei diesem Verein hohes Lob für das bisher Erreichte. Im letzten Berichtsjahre wurden 527 Kranke behandelt. Nähere Angaben hoffen wir später machen zu können. Wir freuen uns, daß unsere Schw. Maria Röck, unter der die Arbeit begonnen wurde, derselben trotz seit Jahren geschwächter Gesundheit immer noch tatkräftig vorstehen kann.

Zu dem von der Lutheran Woman's League von Philadelphia am Freitagabend, dem 4. Mai, veranstalteten Festessen, waren auch eine ganze Reihe unserer Schwestern erschienen. Gegen tausend Personen nahmen daran Teil und folgten mit Gewinn den verschiedenen Ansprachen, besonders der von Frau P. Cronk trefflich ausführten „Abhängigkeits-Erklärung der Frauen,“ in der sie die Abhängigkeit der Frauen vom Hause, von der Kirche und von Gott nachwies.

Unsere Schw. Grace Lauer wurde telegraphisch an des Krankenlager ihres Vaters, des Herrn P. W. C. Lauer, gerufen. Wenige Tage später, am 11. Mai, durfte er zum ewigen Leben eingehen. Für seine seit fünfzehn Jahren bediente Gemeinde in East Mauch Chunk war in der dortigen Kirche am 14. Mai ein Gottesdienst, bei dem das Mutterhaus durch seinen Pastor vertreten war. Die Beisetzungsfeier war am folgenden Tage in Millersville, Pa., wo er früher die Gemeinde bediente. Der treue Gott, der durch starken Glauben an unseren Herrn Jesum Christum die Hinterbliebenen getrostet hat, wolle sie auch ferner leiten, stärken und segnen!

Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

28. Jahrgang.

Juni 1917.

No. 6.

Darum ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Hebr. 4, 9.

Wer irgend kann, sucht in der Sommerzeit dem gewohnten Getriebe zu entfliehen und hinaus zu kommen in die freie Natur, sei es auch nur auf einige Tage oder gar Stunden. Besonders wer in der Großstadt in aufreibender Arbeit steht, empfindet immer wieder das Bedürfnis nach Stille und Sammlung. Er muß einmal wieder zu sich selbst kommen. Ist das Leben föstlich gewesen, so ifts Mühe und Arbeit gewesen, wie schon Moses, der viel geplagte Mann Gottes, treffend gesagt hat. Doch die Mühe und Arbeit bringt viel äußere Unruhe mit, die auch die innere Ruhe stört; und oft unvermeidliche Bersplitterung der Kräfte, die wieder gesammelt werden müssen, soll es nicht zur Zerfahrenheit und Verflachung kommen. Es ist nicht leicht, bei der Unruhe der Zeit die Ruhe in Gott bewahren. Selbst Christen gelingt das nicht immer, namentlich nicht, wenn man sogar unter dem Druck der Weltgeschäfte die stille Zeit opfert, der man doch täglich bedarf. Man muß wieder und wieder aus der Stichluft der Erde sich erheben können und erquickende Himmelssluft atmen, sonst geht man bald zu Grunde. Unsere Arbeit führt uns selbstverständlich in unangenehme Verhältnisse hinein und bringt viel Enttäuschung mit sich, hat doch der Herr seine Jünger gesandt wie Schafe mitten unter die Wölfe, also zu Menschen und in Lagen hinein, wie man sie in gut geregelten Christenhäusern nicht kennen lernt. Und gerade in solchen Lagen findet der Diener Jesu seine eigentliche Aufgabe. Doch wie auch der stärkste und tapferste Soldat nicht ohne alle Unterbrechung in den Schützengräben aushalten kann, sondern abgelöst werden muß, um nachher mit erneuter Kraft wieder auf den schweren Posten zurück zu kehren, so kommt auch die Ausspannung aus wichtiger Arbeit unter denselben Gesichtspunkt. Da sind auch Ruhetage und Ferien kein Luxus, sondern Lebensbedürfnis für Leib und Seele und jedem treuen Arbeiter zu gönnen. Ein solcher wird dann diese föstliche Zeit demgemäß verwenden, nicht in aufreibender Genusssucht oder in allerlei angenehmer Zerstreitung, sondern in stiller Sammlung der Seele, im vermehrten Umgang mit Gott in seinem Wort und in der Natur, und mit Menschen, von denen Ströme des lebendigen Wassers fließen, weil sie selbst das Leben in Christo gefunden haben. Macht sich dann auch das große Heimweh nach dem Vaterhause droben um so stärker geltend, so lähmt es doch nicht die Tatkraft, wie irdisch Heimweh, sondern erhebt die Seele über das Getriebe der

Welt, erfüllt sie mit neuer Kraft und lässt sie fröhlich singen: „Es ist noch eine Ruh vorhanden; auf, müdes Herz und werde Licht!“ Das Tagewerk ist ja noch nicht vollendet; noch brennt die Sonne heiß und drücken schwere Lasten. Wer mürrisch wird, wie einst Israel in der Wüste, wird zur Ruhe des Volkes Gottes nicht eingehen dürfen. Wer aber Jesu Führung und Beispiel treulich folgt, der wird auch einst zur Ruhe bei Jesu eingehen, wird jede Ruhepause hier schon als Unterpfand dankbar hinnehmen, im Blick auf jene Seligkeit hier bei jeder Arbeit frisch zugreifen und dabei singen können:

Da rufen wir und sind im Frieden
und leben ewig sorgenlos.
Ach, fasset dieses Wort, ihr Müden,
Legt euch dem Lamm in seinen Schoß!
Ach, Flügel her! Wir müssen eilen
und uns nicht länger hier verweilen;
dort wartet schon die frohe Schar.
Fort, fort, mein Geist, zum Jubilieren!
Begürte dich zum Triumphieren!
Auf, auf, es kommt das Ruhejahr!

Schulbericht.

Am 15. Juni ging das 27. Jahr in der Geschichte unserer Schule zu Ende. Es verließ mehr oder weniger in derselben Weise wie seine Vorgänger, ohne sonderlich in die Augen fallende Ereignisse und doch reich an Erfahrungen und Erlebnissen freudiger und schmerzlicher Art für Lehrende und Lernende. Nun ist es hinabgesunken in das Meer der Ewigkeit, und was davon an Zeit und Gelegenheit ungenutzt blieb, ist unwiederbringlich dahin. Eine sehr handgreifliche Wahrheit und doch eine, die der junge Mensch und erst recht das Kind kaum begreift. Selten, daß diese den Wert der Zeit wirklich erfassen können. Die Zeit scheint ihnen so lang bis zu dem vorgestreckten Ziel, man kann es sich schon leisten, etwas davon zu vertrödeln, bis man dann schließlich kaum glauben kann, daß sie nun wirklich vorbei ist und — das Gewünschte leider öfters nicht erreicht! Doch hatten wir die Freude, fast alle Schülerinnen wenigstens promonieren zu können.

Dies Schuljahr war aber auch kürzer als gewöhnlich. Die unheimliche Seuche der Kinderlähmung, welche im vorigen Sommer und Herbst allgemeine Sorge und Bestürzung hervorrief und die Gesundheitsbehörden zu allerlei Vorsichtsmassregeln veranlaßte, war auch die Ursache, daß die Schulen erst mit Oktober beginnen durften. So verloren wir zwei Wochen am Anfang des Schuljahrs. Die Furcht vor der Kinderlähmung verursachte uns den Verlust mehrerer Schülerinnen und war teilweise die Ursache, daß nicht weniger als 14 Schülerinnen mit einer oder mehreren Wochen Verspätung einztraten.

Ende Januar hatten wir 2 Scharlachfälle unter den Hausschülerinnen. Das eine der beiden Kinder wurde daheim verpflegt, das andere im städtischen Hospital. Die Gesundheitsbehörde befahl eine Woche Quarantäne. Wir setzten zwar den Unterricht mit den Hausschülerinnen fort, aber da die Tagsschülerinnen nicht kommen durften, konnte man doch nicht plannmäßig weiterarbeiten und den vollen Wert der Zeit ausnützen. Gottes Barmherzigkeit verschonte uns mit weiteren Fällen, und die beiden Kinder kehrten nach Ablauf der vorschriftsmäßigen Zeit gesund wieder zurück.

Die Schule begann mit 90 Kindern und schloß mit 100. Die Gesamtzahl betrug 110. Leider finden es einige Eltern immer für absolut nötig, ihre Kinder etwas vor dem Schluß fortzunehmen.

Neben der regelmäßigen Schularbeit fehlte es nicht an mancher Unregung. Verschiedene Vorlesungen mit Lichtbildern boten Unterhaltung und Belehrung. Besonderen Beifall fanden zwei Konzerte, eines von den Musik Clubs der Universität von Pennsylvania, das andere von den Pflegerinnen und Doktoren des Deutschen Hospitals. Zwei Schüler Konzerte und ein Declinationsabend zeugten von guter Begabung und fleißiger Arbeit der Teilnehmer und machten den Zuhörern viel Freude. In der Schul-Weihnachtsfeier kündigten die Schülerinnen auch in diesem Jahr wieder das Lob des menschgewordenen Heilandes und erfreuten sich und die Zuhörer an den herrlichen alten Weihnachtsliedern.

Die diesjährige Graduantenklasse war die größte in der Geschichte der Schule. Sie zählte 10 Schülerinnen, an und für sich ja keine große Zahl, aber es sind eben nicht viele, welche die Schule bis zum Ende durchlaufen, weil doch ziemlich viel gefordert wird. Die Graduanten waren meist recht begabte Mädchen, und es wurde in der Klasse fleißig und tüchtig gearbeitet. Am 15. Juni war der große und wichtige Tag in ihrem Leben, wo sie ihre Diplome erhielten. Viele Freunde hatten sich zu der Feier eingefunden und hörten mit sichtlichem Interesse den dreien zu, die als die besten in den sprachlichen Leistungen ihre Aufsätze der Versammlung vortragen durften, einen in deutscher, zwei in englischer Sprache. Die Ansprache hielt Dr. Sandt, der Vorsitzende des Schul-Komitees und wohlbekannte Herausgeber des „Lutheran.“ Er sprach zu den Schülerinnen freundliche, herzliche Worte über Art und Weise, Zweck und Ziel der Erziehung, die er nach Sokrates als ein Herausarbeiten innerer Schönheit bezeichnete. Mr. W. P. M. Braun, der Präsident des Verwaltungsrates, teilte die Diplome aus und gab den drei Schülerinnen, die den Haushaltungskursus beendet hatten, ihre Zeugnisse. Auch er hatte ein herzliches Wort für die Graduanten. Gefänge der Schülerinnen wechselten mit den übrigen Nummern des Programms.

Das Auditorium war durch ein Komitee aus der Fakultät festlich geschmückt worden, wozu Mrs. Sigel, Mutter einer der Schülerinnen und selbst eine frühere Schülerin, herrliche Blumen und Grün gespendet hatte.

Am 16. Juni verließen uns die meisten Schülerinnen. Die

Graduanten, denen das Scheiden sichtlich schwerer wurde, gingen erst einen Tag später, von unseren herzlichen Segenswünschen begleitet. Zuletzt zog eine fröhliche Schaar von 16 Schülerinnen unter Schw. Margarets Obhut nach dem Sommerhaus in Cape May Point, wo hin schon am 16. zwei Schulschwestern vorangegangen waren, um das Haus aufzumachen.

Möge Gott sie alle behüten auf allen ihren Wegen und uns im Herbst eine ungestörte Wiederaufnahme und Fortsetzung der Arbeit in Gnaden verleihen.

Schw. J. M.

PARTING WORDS TO THE GRADUATES.

My dear girls:—

You have asked me for a few parting words. I appreciate that you do not get tired of hearing advice from your friends and teachers.

It is one word only that I want you to take with you as a keepsake from the old friend of your shooldays, "Overcome." You remember how I tried before to impress this word on your minds. God in his wisdom has so ordered it that our life is a struggle in which there are but two possibilities, either we overcome or we are overcome. Success or failure in life depends on this. In parting with you it is our fervent wish that your life should be a success. Here is the road to it. You must overcome. It makes me happy to think that this very day shows that you have made a good start in this direction. This school has always had high standards, and its graduates are comparatively few. There might have been more if there had been more energy to overcome. Let me hope I am justified in taking your having reached this goal as a proof that you will also in your future life belong to those who overcome. Whatever will be your vocation in life, whether you will take up further studies to fit yourself for some profession, whether you will in course of time become wives and mothers, you will be a success, you will be a blessing to others, you will be happy yourselves only if you overcome. There will be difficulties met in your endeavors, there will be disappointments in your experiences, despondency will creep in to paralyze your efforts, your own faults and shortcomings will stand in your way, distrust and misunderstandings will push themselves between you and those whom you love and in whom you confide. All this must be overcome or it will sap your life and, like a canker, eat success and happiness out of it.

Doubts will beset you and the tempter will try to take from you your best asset in life, the best asset in any human life, the faith and trust in your Lord and Saviour; and here especially you must overcome, you must hold on to it, cling to it, for this is the never-failing fountain where you can always replenish your strength and even regain lost battles. "For this is the victory that overcometh the world, even our our faith." Oh my girls, all our success in this life, all our hope in the life to come, depends on overcoming. "He that overcometh shall inherit all things, and I will be his God and he shall be my son," says the Lord. May God help us that, after life's battles well fought, we and all of you may meet again as victors before His throne.

Ein wichtiger Schritt vorwärts.

Unser Mutterhaus dient seit seiner Gründung der Kirche und ist von Anfang an schon dadurch mit ihr eng verbunden, daß der Freibrief oder Charter vorschreibt: "All members of said Board shall adhere to the faith, and three of them shall be ministers of the Lutheran Church recognized by the General Council of the Evangelical Lutheran Church in North America." Jedes Glied unseres Verwaltungsrats ist auch mit anderen wichtigen Wohltätigkeitswerken verbunden und fast alle sind in der Synode, ja im General Konzil wohl bekannt; jedoch sind weder Synode noch Konzil an der Wahl neuer Glieder beteiligt, noch offiziell im Verwaltungsrat vertreten. Unser Mutterhaus ist eben nicht von der Kirche gegründet, sondern von einem Privatinmann, Herrn Johann Diedrich Lanfenau, der bei Lebzeiten aus eignen Mitteln alle Auslagen bestritt und bei seinem Tode eine genügend große Fundierungssumme hinterließ, so daß bis auf den heutigen Tag weder die Kirche, noch der Staat, noch das Publikum um finanzielle Unterstützung angegangen werden mußte, mochte auch zu Zeiten der Jahresbericht nur einen geringen Überschuß aufweisen. Um nun aber die Verbindung mit der Kirche noch enger zu gestalten und, da der Freibrief nicht geändert werden kann noch soll, der Kirche doch eine offizielle Vertretung zu ermöglichen, wurde von unserem Verwaltungsrat in der Mai-Sitzung beschlossen, dem Ministerium von Pennsylvania das Anerbieten zu machen, den Präsidenten des Ministeriums *ex-officio* und einen weiteren von diesem zu ernennenden Pastor als beratenen Glieder vierteljährlich zu unseren regelmäßigen Sitzungen einzuladen. Das Ministerium, das als Synode in der ersten Woche im Juni in Allentown tagte, beschloß einstimmig, dieses Anerbieten anzunehmen. Der Präsident, Chrm. P. H. A. Weller, D.D., wird den anderen Pastor später ernennen und hoffen wir, beide in der nächsten Sitzung begrüßen zu dürfen. Gott wolle seinen Segen zu einem gesegneten Zusammenwirken geben und die Diaconissensache mächtig fördern zum Aufbau seines Reiches unter der leidenden Menschheit!

Aus dem Bericht an das Ministerium von Pennsylvania.

Die weibliche Diaconie ist zwar fest eingewurzelt in Amerika, doch hat sie sich nicht den weitgehenden Forderungen und kirchlichen Bedürfnissen entsprechend entfalten können aus Mangel an Schwestern. Die Zahl derselben in der lutherischen Kirche dieses Landes ist auf etwa 360 gestiegen, doch muß in nächster Zeit die Zahl der eintretenden Jungfrauen bedeutend rascher als bisher zunehmen, soll das ganze Werk nicht ernstlich Schaden nehmen. Unser Mutterhaus in Philadelphia hatte am 1. Mai 83 Schwestern. Auf verschiedenen Posten im Mutterhause waren 10, im Altenheim standen 2, im Kin-

derhospital 8, im Kindergarten 3, an der Lankenau-Schule 12, von denen 8 zur Fakultät gehören, zusammen also 35. Im Deutschen Hospital hatten wir 26, im Easton Hospital 3, im Altenheim zu Erie 2, im Tabor Kinderheim 2, in der Kensington Dispensary 1 und dem damit verbundenen Erholungsheim „River Crest“ 1, und je eine Schwester in folgenden Gemeinden: Zions, St. Johannis und St. Mark's, Philadelphia; St. Paulus, New York; St. John's, Easton, und St. Johannis, Erie. Zwei Schwestern nehmen im Drexel Institute den zwei-jährigen Haushaltungskursus für Lehrerinnen, und die anderen erholen sich von ernster Krankheit oder sind bereits in den Ruhestand getreten. Täglich sind über 90 hochbetagte Männer und Frauen in der Obhut unserer Schwestern; 45 sonst heimatlose Kinder; über 300 Patienten in der Pflege, und während des Schuljahres etwa 100 Mädchen zur Erziehung anvertraut, abgesehen von den etwa 125 Kleinen in den von unseren Schwestern geleiteten Kindergärten und den fast 15,000 unbenittelten Kranken, die im Laufe des Jahres zur freien Behandlung in die Hospitäler kommen und den Taufenden von Hausbesuchen, die unsere Schwestern in der Gemeindepflege, der Armenpflege und aus andern Gründen alljährlich machen.

Wir dürfen wohl die Behauptung wagen, daß unsere Gemeinden, ja selbst die Pastoren, sich kaum einen Begriff machen von dem Segen, der von dieser Arbeit ausgeht und der bei weiterer Ausdehnung sich immer mächtiger erweisen würde. Hier bietet sich für die besten und begabtesten Jungfrauen der Kirche die Gelegenheit zur vollen Entfaltung ihrer Gaben. Die Not ist groß und die Kirche kann nur wenig helfen, weil ihr die tüchtig geschulten Kräfte fehlen. Will die Kirche aber überhaupt den entfremdeten Massen das Evangelium nahe bringen, so muß der Versuch begleitet sein vom Dienst der Liebe. Ehe es dazu kommen kann, muß jeder Pastor für diesen Dienst gewissenhaft werben, in der Predigt, im Konfirmandenunterricht und in der Seelsorge. Gott führe uns bald die nötigen jungen Kräfte zu und führe das Werk zur Ehre seines Namens!

Zur Anstaltschronik.

Am Freitag, den 15. Juni, kam das Schuljahr zum Abschluß. Die Lankenau Töchterschule hatte im Schulsaal die übliche Schlüßfeier um 3 Uhr. Die diesjährige Seniorenklasse bestand aus zehn Jungfrauen, die alle ihre Abgangsprüfungen bestanden hatten und auf der Bühne Ehrenplätze einnahmen. Mit einem Loblied von der Schule und mit Gebet von Herrn P. August Fischer von Scranton, wurde die Feier eröffnet. Jede Abiturientin hatte eine besondere Abhandlung geschrieben, von denen jedoch nur drei verlesen wurden, nämlich „Treue Freundschaft“, von Lydia Fischer aus Scranton, Pa., welche auch die Versammlung im Namen der Klasse begrüßte; „The Dawn of the Modern Era,“ von Leonore Siegert, die dabei die Bedeu-

tung der Reformation schilderte; und "Preparedness," von Janice Ozias von Quakertown, Pa., die auf die rechte Vorbereitung aufs Leben mit seinen Aufgaben für Zeit und Ewigkeit hinwies und am Schluss ein herzliches Abschiedswort an die Lehrer und Schüler und die anwesenden Freunde richtete. Herr P. Dr. George W. Sandt, seit Jahren Schriftleiter des „Lutheran“ und auch als Verwaltungsratsglied mit dem Mutterhause und der Schule, wie mit dem Deutschen Hospital verbunden, hielt die Rede des Tages und, ausgehend von dem Streben des Sokrates nach geistiger, innerer Schönheit, betonte er die harmonische Entwicklung des Menschen, durchdrungen von Liebe, Demut und Dienstfertigkeit als das Ziel der wahren Erziehung. Die Diplome überreichte der Präsident, Herr William P. M. Braun, mit einigen wohlgesetzten Worten, in denen er ein in Christo geführtes Leben als höchste Weisheit pries. Ihm folgte Schw. Julie Mergner mit einem Abschiedswort an die abgehenden Schülerinnen, das an anderer Stelle dieses Blattes erscheint. Ein Soprano-Solo von Margaret Moll und mehrere Gesänge der Schule trugen wesentlich zur Hebung der Feier bei. Zum Schluss sang die ganze Versammlung "God Bless Our Native Land" und betete gemeinsam das Vater Unser. Mit dem apostolischen Segen wurde die Festversammlung entlassen. Dass unter den Anwesenden eine Anzahl Alumnen aus der Ferne war, ist ein Beweis der Unabhängigkeit unserer „Töchter“ und war uns eine besondere Freude. Gott sei für die Gnade gepriesen, in der er über uns im verflossenen Schuljahr gewaltet hat!

Unsere Schule ist wieder mit verschiedenen Andenken von Schülerinnen bedacht worden. Die Oberklasse der mittleren Abteilung schenkte für unsere naturgeschichtliche Sammlung ein sehr schönes Exemplar von „Venus' Flower Basket“; und die Graduanten stifteten ein Lesepult für das Auditorium. Der Tennis Club gab eine Anzahl „Records“ für unser Victrola und, statt ein Wettspiel mit Preisen und nachheriger Bewirtung zu veranstalten, sammelte er \$32.50 für das Rote Kreuz.

Die „Lankenau School Cottage“ in Cape May Point hat verschiedene Verbesserungen erfahren, von denen die Vergrößerung des Speisezimmers besonders dankbar empfunden wird. Am Montag, dem 18. Juni zog die fröhliche Schar ein und steht zunächst unter der Leitung und Obhut von Schw. Margaret Schüder, Schw. Johanna Härtel und Schw. Thekla Daly, die für die zweite Hälfte der Ferien von Schw. Flora Moyer, Schw. Bertha Reiffig und Fdl. Laura Käßler abgelöst werden sollen. Dass wir seit etlichen Jahren eine Anzahl Schülerinnen auch den Sommer hindurch zu einer fröhlichen Ferienkolonie vereinen können, hat sich in jeder Hinsicht als ein Segen erwiesen.

Der neue Schulkatalog ist eben erschienen und wird jedem, der

gern nähere Auskunft über den Lehrplan und die Grundsätze der Schule haben möchte, auf Wunsch zugesandt. Man adressiere: "Lankenau School for Girls, 2200 South College Avenue, Philad'a, Pa."

Den franken Schwestern, über die wir schon zuvor berichteten, geht es durch Gottes Gnade besser. Schw. Marie Sowa hofft anfangs September auf ihren Posten als Leiterin des Easton Hospitals zurückkehren zu können, und Schw. Alwine Stadtländer kommt in Cape May wieder zu Kräften. Nur Schw. Amalie Hartwigs Zustand hat sich wenig verändert, doch ist der treue Heiland ihr nahe und schenkt ihr starken, ja fröhlichen Mut. — Schw. Marie Koch hat sich nun von ihrer schweren Operation völlig erholt und ist, nach einem Aufenthalt von mehreren Wochen in der Villa Lankenau, am 18. Juni wieder in die Arbeit zurückgekehrt in besserer Gesundheit als seit Jahren. — Schw. Anna Maria Enderlein, die vor fast einem Jahre einen Schlaganfall hatte, kann wenigstens auf sein, zu Tisch und zur Kirche kommen und in der Stille durch ihren Einfluss wirken. Auch war es ihr möglich, in ihrem Zimmer einige Stunden Unterricht zu geben und dadurch mit ihrer reichen Erfahrung den beiden zu dienen, die im Kindergartenkursus waren, Schw. Henriette Herz und Fr. Marguerite Leutenegger.

Der Kindergarten schloß am Freitagmittag, dem 15. Juni, mit einer kleinen Feier, bei der Gefroenes mit Kuchen für die Kleinen gewiß nicht das Geringste war. Näheres über den Kindergarten hoffen wir später zu bringen.

Frau Mathilde Fahrenwald geb. Kunz, die am 22. Juni 1911 in unser Altenheim einzog, ist nach langerem Leiden plötzlich abgerufen worden am 14. Juni, im Alter von 79 Jahren. Sie stammt aus Stettin, woselbst sie nach kurzer Ehe ihren Mann schon vor 52 Jahren durch den Tod verlor. Seither hat sie im Witwenstande gelebt und ihre drei Söhne zu tüchtigen Männern erzogen, von denen jedoch nur einer nach Amerika kam und seiner Mutter die letzte Ehre erweisen konnte. Text: Ps. 90, 12.

Quittungen.

- 1915: Frau H. Wendt.
- 1916: Frau A. Behrmann—Frau von Hof.
- 1917: Fräul. Martha Fischer—Frau E. Barford—Frau K. Urban—Herr P. C. C. Boecele 5 Ex.—Frau Anna Keller—Herr P. Isenschmidt, 16 Ex.—Frau Emil Kleisch Frau A. Koester—Frau Anna Hering—Fräul. Emma Ackermann—Fräul. E. Beisler Herr P. W. Hersel—Fräul. E. A. Eckardt—Frau J. Breitling—Frau Wilhelm Petri—Fräul. Martha Hennings—Herr Henry Witzel—Fräul. M. O. Jensen—Frau C. Storek—Fräul. Marie Mack—Herr P. Dr. J. J. Heischmann—Herr P. F. R. Hoffman—Frau C. Vollertsen. Fr. Marie M. Gerndt.
- 1918: Frau F. Schuster—Herr Fred Dellwart—Fräul. Emilie E. Braun—Fräul. Barbara Gruber. Frau H. Kiefer — Frau M. Oetjen.
- 1919: Frau Paul Becker—Frau Mary Bauman—Frau G. B. Reiner—Herr C. Ulrich Frau E. Koven.
- 1920: Frau E. Streich. Fr. L. A. Baron.
- 1921: Frau John Koch.
- 1922: Herr Wm. Fillbrandt—Herr Wm. P. M. Braun.

Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

28. Jahrgang.

Juli 1917.

No. 7.

Was wird uns dafür? Matth. 19, 27.

Diese Frage liegt wohl jedem Jünger Jesu zu Zeiten nahe, besonders wenn er, wie Petrus und die anderen, den bisherigen Beruf und Verdienst, ja Familie und Heimat verlassen hat um Jesu und seiner Sache willen. Das ist nicht ohne innere und oft auch äußere Kämpfe abgegangen, bei denen man Wunden davon getragen, die zum Teil nicht recht heilen wollen und noch lange empfindliche Narben zurücklassen. Begegnet man dann einem Menschen wie die Jünger damals dem reichen Jüngling, der in jeder Beziehung zu Jesu Dienst befähigt scheint und nach unserer Meinung in besonderem Maße Jesu Sache fördern könnte, sich aber dann aus irdischen Rücksichten von uns abwendet, dann macht uns das leicht unwillig oder gar bitter, und mit Hinweis auf die von uns geübte Selbstverleugnung fragen wir: „Was wird uns dafür?“ Die Aussichten sind zunächst wahrlich keine glänzenden, denn Jesus führt den Kreuzesweg und gibt Petrus als Antwort Anweisungen auf die Zukunft. Er stellt damit die Gesinnung der Seinen auf die Probe. Er will keine Lohndiener, die mehr auf den Groschen sehen als auf die Arbeit; die nur arbeiten weil sie eben müssen, also ohne inneres Interesse, ohne Liebe, ohne Freudigkeit; die lieber nehmen als geben, lieber besitzen als glauben und darum nie rechtes Verständnis erlangen und nie zu der nötigen Liebes- und Lebensgemeinschaft mit ihm kommen. Doch auch solchen bleibt er nichts schuldig. Hat sein Dienst für sie eine völlige Neugestaltung ihrer Lebensverhältnisse herbeigeführt, so empfangen sie doch noch in diesem Leben hundertfältig für alles, was sie verlassen haben. Wenn sie die Augen einst schließen, ist der Herr seinem seiner Diener noch etwas schuldig. Deshalb kann er mit Recht jene abweisen die sich am jüngsten Tage darauf berufen können, daß sie in seinem Namen geweihtagt, Teufel ausgetrieben und große Taten getan haben. Matth. 7, 23. Wer dagegen im Sinne Petri und seiner Mitjünger in Jesu Dienst steht, vergibt nie, was Jesus ihm geworden ist, getan und verheißen hat und kann jene Frage nicht wieder stellen. Es ist ihm unmöglich, Jesu Werk und Liebe derart zu unterschätzen und gar seine eigne Arbeit so zu überschätzen. Was wäre überhaupt aus Petrus geworden, was aus dir und mir, wenn nicht der Herr uns ersaß und zu etwas gemacht hätte! Und was vermögen wir und erreichen wir ohne ihn? Statt also zu fragen: „Was wird uns dafür?“ wollen wir lieber in dankbarer Liebe uns ihm täglich von neuem weihen zu selbstlosem Dienst, treu bis in den Tod: „Jesus, dir leb ich; Jesus, dir sterb ich; Jesus, dein bin ich im Leben und im Tod!“

Die Krankenpflege in der Vergangenheit der christlichen Kirche.

I.

Die Pflege der Kranken gehört zu den ältesten Formen der Be-tätigung christlicher Liebe und Barmherzigkeit und das mit gutem Recht, denn nicht nur hat der Herr selbst in barmherziger Liebe sich ihrer allenthalben sonderlich angenommen, sondern auch ausdrücklich schon bei der Aussendung seiner ersten Jünger diesen den Befehl gegeben, die Kranken zu heilen. Matth. 10, 8. Daher bildet vom Anfang der christlichen Kirche die Krankenpflege einen Teil ihrer Liebestätigkeit. Krankenhäuser gab es in den ersten Jahrhunderten noch nicht. Die Kranken wurden in ihren Häusern verpflegt. Dort besuchten sie der Bischof, die Presbyter, die Diakonen und Diaconissen. Die letzteren hatten die Pflicht nachzuforschen, ob der Kranke bedürftig sei, und dann für alles zu sorgen, was zu seiner Pflege nötig war.

Herrlich offenbarte sich die christliche Barmherzigkeit, als im dritten Jahrhundert eine furchtbare Pest, bald da bald dort hervorbrechend, das römische Reich heimsuchte. Die Heiden flohen vor den Kranken und ließen oft ihre nächsten Angehörigen im Stich aus Furcht vor der schrecklichen Seuche. Die verfolgten Christen aber kamen aus ihren Verstecken hervor, pflegten die Kranken und begruben die Toten und wurden dabei oft selbst ein Opfer ihrer hingebenden Liebestätigkeit. Solche selbstlose Liebe bewährte sich damals, wie überhaupt zu jeder Zeit, als ein gewaltiges Zeugnis für die Wahrheit des christlichen Glaubens.

Nach der Verfolgungszeit tritt neben der privaten Liebestätigkeit die Anstaltsversorgung mehr und mehr in den Vordergrund. Aus dem verschiedene Zwecke in sich vereinigenden Xenodochium (Gasthaus) entstehen allmählich Anstalten für besondere Bedürfnisse, unter denen namentlich das Hospital hervortritt. Es soll nicht vergessen werden, daß das Hospital, das sich in unserer Zeit so glänzend entwickelt hat und nun vielfach seines christlichen Charakters entkleidet ist, seinen Ursprung christlicher Liebe und Barmherzigkeit verdankt. Und zwar finden wir dasselbe in mannigfaltiger Verbindung mit dem Kloster. Spital und Kloster wurden in den wilden Zeiten der Völkerwanderung zu Mittelpunkten der Volkserziehung. Die Kirche machte keinen Unterschied zwischen Germanen und Römern. Beide fanden Hilfe, wenn sie derselben bedurften. Auch in der Weise vermittelte die Kirche, als das römische Reich zerfiel, den Übergang der Kultur der alten Welt an die Germanen.

Im Mittelalter bildet das Hospital den Ausgangs- und Mittelpunkt der Liebestätigkeit. Jedes Kloster hatte ein Krankenhaus für die Mönche und Nonnen und die sonst zum Kloster Gehörenden. Von dieser Infirmerie des Klosters unterscheidet sich das Hospitium für wohlhabende Reisende und das Armenhospital. Dieses ist zugleich Pfründe, Herberge, Armen- und Krankenhaus. Außerdem war in der Regel bei jeder Stiftskirche in den Städten ein Hospital. Die Pfleger waren Geistliche und Mönche.

Zm 10. Jahrhundert beginnt die große Erweckung, welche im 11. Jahrhundert mächtig auschwelend weithin das Volk ergreift. Ihren Ausgangspunkt bildet das römische Kloster Cluny. Mit dieser Erweckung fängt auch eine neue Periode der Liebestätigkeit an und es entstehen die Spitalorden. Da die Bewegung besonders die aristokratischen Kreise erfasste, so sind die ersten Spitalorden zugleich Ritterorden. Später folgen die bürgerlichen Spitalorden. Das Ordensspital ist die dem Mittelalter eigentümliche Form des Hospitals. Die Spitalorden aber sind eine Frucht der Kreuzzüge, die ihre Kraft und Bedeutung aus jener Erweckung zogen. Denn wenn sich auch viel anderes und viel Weltliches mit einmischt, so waren doch die edelsten und besten der Kreuzfahrer durch ähnliche Beweggründe getrieben wie diejenigen, durch welche heutzutage erweckte Christen zur Teilnahme an dem Werk der Mission getrieben werden. Von den sieben größten Spitalorden sind drei, die Johanniter, der Deutschordnen und die Lazaristen im heil. Lande selbst entstanden.

Die Anfänge dieser Orden liegen im Dunkel und sind später vielfach von der Sage ausgeschmückt worden. Mit der Erweckung hängt eine Reuerung im Klosterleben zusammen, das ist die Aufnahme von Laienbrüdern und Laienschwestern in den Verband des Klosters. Sie wohnten nicht im, sondern neben dem Kloster, kamen mir an gewissen Tagen ins Kloster und waren nicht so streng an die Regel gebunden. Berthold von Constanz erzählt in seiner Chronik zum Jahr 1083: „Unzählige Männer und Weiber ergeben sich zu dieser Zeit dieser Lebensart, daß sie unter der Aufsicht der Klöster ein gemeinsames Leben führen und ihnen als Knechte und Mägde dienen.“ Er erwähnt, daß man in den Klöstern damals Grafen und Herren sehen konnte, die „in der Küche oder Bäckerei den Brüdern dienten, oder auf dem Felde arbeiteten und die Schweine hüteten.“ Solchen Laienbrüdern und Schwestern wurde auch der Dienst im Armenhospital aufgetragen und dieses wurde mit der Zeit eine mehr selbständige Anstalt neben dem Kloster. Die Pfleger organisierten sich, erhielten einen Meister oder eine Meisterin, und aus dem klösterlichen Spital entwickelte sich das Ordensspital. Viele dieser Spitäler blieben unter Aufsicht des Klosters oder Stifts; andere wurden selbständig und Mutterhäuser für neue Spitäler, die mit ihnen zu Verbänden vereinigt waren. So entstanden die Spitalorden, die dann wieder Muster für andere Gründungen wurden.

Der erste große Spitalorden ist der Johanniterorden, den die Kreuzzugsbegeisterung ins Leben rief. Ein Hospital für arme kranke Pilgrime gab es schon zur Zeit Karls des Großen in Jerusalem. Als die Züge der Pilgrime immer größer wurden und die alten Stiftungen nicht mehr genügten, gründete ein reicher Mann aus Amalfi ein Spital für Männer und Frauen, das von einer Laienbrüderschaft unter einem Meister geleitet wurde. Nach der Eroberung Jerusalems glaubten manche Ritter, welche die Begeisterung in den heiligen Krieg getrieben hatte, ihr Werk nicht besser fortsetzen zu können, als indem sie dem Herrn in den Armen und Elenden dienten, und traten als

Brüder in das Haus ein. Das Hospital wurde nach Johannes dem Täufer genannt, und die Brüder nannten sich Johanniter.

Eigentümlich ist, daß Waffendienst und Spitaldienst in ihren Pflichten vereinigt waren. Sie sollten die Pilger nicht nur pflegen, sondern auch mit den Waffen in der Hand schützen. Um dies zu verstehen muß man sich erinnern, daß sie den Kampf wider die ungläubige Welt zur Ausbreitung des Reiches Christi als ihre Aufgabe ansahen. „Mit dem Kreuz bezeichnet, weiß sich jeder als Ritter Christi berufen zu Kampf und Sieg, und dann doch wieder als ein Diener Christi, dem kein Dienst zu gering ist, welcher dem Herrn in den Seinen geleistet wird. So kämpften sie jetzt mit dem Schwert in der Faust gegen die Ungläubigen und taten dann wieder im leinenen Kittel Handreichung an den Betten der Pilger.“ Aber in dieser Verbindung lag der Keim zum Verfall ihrer Tätigkeit auf dem Gebiet christlicher Barmherzigkeit. Als das religiöse Leben von seiner Höhe herabsank, schied sich der Ritter vom Spitalbruder und dieser trat in die zweite Linie. Zuerst war das anders. Es gab nur den Unterschied zwischen Klerikern und Laienbrüdern, aber keinen zwischen Rittern und dienenden Brüdern, und alle hatten nur eine Aufgabe, den Armen zu dienen.

Alle Brüder legten die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab. Kein Bruder soll auf mehr Anspruch machen als auf Brot und Wasser und ein einfaches Kleid, „denn unsere Herren, die Armen, deren Diener zu sein wir bekennen, kommen nackt und schmutzig in das Haus, und schändlich wäre es, wenn der Knecht stolz wäre und seiv Herr geringe.“ Die Armen werden angesehen als „unsere Herren,“ ihnen gehört das Haus und alles, was dem Haus gegeben wird. Einem Bruder, bei dem Eigentum gefunden wird, soll ein Denar um den Hals gehängt und er so durchs Haus geführt werden. Dann wird er gegeißelt und muß 40 Tage von der Erde essen.

Ein Augenzeuge schildert die Anstalt um das Jahr 1160. Dar- nach bestand sie aus mehreren Häusern, in denen mehr als 2000 Kranke, Männer und Weiber, verpflegt wurden. Genaue Bestimmungen waren für ärztliche Behandlung und Pflege, Bekleidung und Versorgung mit Wäsche getroffen. Besondere Bestimmungen bestrafen die Kinder, die im Hause geboren wurden. Auch ausgesetzte Kinder wurden aufgenommen und verpflegt. Mancher, der von Jerusalem zurückkehrte, wußte viel zu rühmen von der Liebe und sorgfamen Pflege, die er in dem Hospital der Johanniter erfahren hatte.

Was man den Brüdern im Dienst der Kranken zutraute, spiegelte sich in der Sage von dem Besuch Saladins im Hospital. Saladin hatte viel gehört von der Liebe und Sorgfalt, mit der die Kranken behandelt wurden und beschloß, sich selbst davon zu überzeugen. Verkleidet floppte er an die Pforte des Hospitals und begehrte Aufnahme. Liebevoll wird diese gewährt, er wird zu Bett gebracht, und die Brüder erkundigen sich nach seinen Wünschen. Saladin antwortet, er wünsche etwas, was sie ihm doch nicht schaffen könnten. Das

betrübt die Brüder, sie dringen in ihn, seinen Wunsch auszusprechen. Darauf sagt Saladin, er könne nur genesen, wenn ihm der rechte Fuß Moriels, des Lieblingspferdes des Großmeisters, gebraten und zu essen gebracht werde. Die Brüder erschrecken und bringen den seltsamen Wunsch des Kranken mit Zagen zur Kenntnis des Großmeisters. Aber dieser antwortete ohne Zögern: „Rehmt mein Pferd und erfüllt seinen Wunsch; es ist besser, mein Pferd sterbe als ein Mensch.“ Saladin, so schließt die Erzählung, begnügte sich dann, als er das hörte, mit Hammelfleisch, und stattete dem Hause seinen Dank damit ab, daß er ihm 1000 Goldbyzantiner jährlich aussetzte und dabei ausdrücklich bestimmte, daß diese auch in Kriegszeiten gezahlt werden sollten.

Reiche Geschenke flossen dem Hause zu sowohl im Morgen- als im Abendlande. Seine Einnahmen im 13. Jahrhundert überstiegen die des Königs von Frankreich um das 18fache. Als Saladin Jerusalem wieder eroberte 1187, gaben die Johanniter willig die Schäze des Ordens, um eine möglichst große Zahl Gefangene loszukaufen. Sie pflegten die Kranken und Verwundeten und traten überall mutig für die der Macht des Siegers preisgegebene Menge ein. Saladin erlaubte ihnen noch ein Jahr in Jerusalem zu bleiben, bis ihre Kranken genesen seien. Dann mußten die Johanniter Jerusalem verlassen, gründeten aber im Norden des heil. Landes im Gebiet von Antiochien einen förmlichen Ordensstaat und behaupteten sich noch 100 Jahre im heil. Lande. Die Krankenpflege aber trat nun mehr zurück. Ritter und dienende Brüder schieden sich, der Orden wurde eine militärisch-politische Macht. Seinen Mittelpunkt bildete die stolze Festung Margat, von der die Sarazenen sagten, der Teufel selbst habe sie auf ihre unersteigliche Höhe gebaut. Als Margat fiel und der Orden das heil. Land räumen mußte, fand er seine Heimat zuerst in Cypern, dann auf Rhodus, zuletzt in Malta. Mit höchstem Mut und zähtester Ausdauer hat er hier den Kampf gegen den Islam fortgeführt und ist Jahrhunderte hindurch die Vormauer der Christenheit gewesen. Von seiner Ausdehnung kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß eine Einteilung in acht Zungen nötig war. Zur Revolutionszeit wurde er in Frankreich und später in anderen europäischen Ländern aufgehoben. 1834 wurde der Sitz nach Rom verlegt. Der Orden teilt sich jetzt nur noch in 2 Zungen, deutsch und italienisch. Die bedeutendste Abteilung des deutschen Teils ist das Großpriorat Böhmen. Der Orden hat seinen ursprünglichen Zweck, die Krankenpflege, nie ganz außer acht gelassen. Das Großpriorat Böhmen setzte Krankenpflege und freiwilligen Sanitätsdienst im Krieg wieder an erste Stelle.

Die Ordensprovinz Brandenburg wurde durch Friedrich Wilhelm IV. 1852 wieder hergestellt. Dies ist nun der evangelische Zweig des Johanniterordens. Sein Zweck ist: Förderung und Ausübung der christlichen Krankenpflege. Dieser preußische Johanniterorden besitzt eine große Anzahl Hospitäler; 1893 wird die Zahl mit 43 angegeben. Mitglieder des Ordens können, wie im katholisch

gebliebenen Teil, mir Herren vom Adel sein. Der Orden beschäftigt eine große Zahl dienende Schwestern, unter denen auch viele adeligen Häusern entstammen. Dieselben werden zum Teil in verschiedenen Diaconissenhäusern ausgebildet, mit denen der Orden zu diesem Zweck Verträge abgeschlossen hat.

Schw. J. M.

Das „Deutsche Hospital“ nun „Lankenau Hospital.“

Der Name „Deutsches Hospital“ ist in einer regelmäßigen Sitzung seines Verwaltungsrats am 26. Juni abgeschafft und durch „Lankenau Hospital“ ersetzt worden. Dass dieses ehrwürdige, im Jahre 1860 von hiesigen Deutschen gegründete und seit Jahren in den professionellen Kreisen des ganzen Landes rühmlichst bekannte Krankenhaus, um dessentwillen vor 33 Jahren unsere ersten Diaconissen von Deutschland herüberkamen, seinen Namen verlieren musste, unter dem es nach innen und außen groß geworden ist, hat viele Freunde, nicht allein Deutsche, schmerzlich berührt, nicht zum wenigsten unsere deutschen Schwestern, die durch ihre hervorragende Tüchtigkeit und Treue in der Pflege und Verwaltung der Anstalt, wesentlich zur Entwicklung und zur Ehre des Hospitals beigetragen haben. Doch in christlicher Ergebung werden sie auch dieses hinnehmen und hinfert nicht weniger treu sein in ihrem Dienst um Jesu willen. Dass hinfert der Name Lankenau das Hospital zieren soll, ist zwar eine verdiente Anerkennung der Tatsache, dass ohne seine Führung und geradezu fürstliche Unterstützung der gegenwärtige Stand wohl nie erreicht worden wäre; doch würde er nie seine Zustimmung zu obigem Beschluss gegeben haben. Ob aber diese Änderung gerade in der gegenwärtigen kritischen Zeit angebracht ist, darf wohl in Frage gestellt werden. Nebrigens muß diese Namensänderung der Jahresversammlung der Korporation im Januar 1918 vorgelegt und ein Jahr später angenommen werden, um rechtsgültig zu sein.

Sehr zu bedauern sind ebenfalls die bitteren Neuherungen der deutschen Presse, namentlich der „New Yorker Staatszeitung“ und auch der „Germania“, die beide aus Mangel an richtiger Information schreiben: „Das einzige wirklich Bedauernswerte ist, dass diese Namensänderung nicht schon lange zuvor erfolgt ist. Denn das einst von Deutsch-Amerikanern Philadelphias gegründete Hospital hatte schon vor vielen Jahren die Bezeichnung „Deutsch“ verwirkt. Obwohl die Anstalt, was ausdrücklich hervorgehoben werden soll, eine Zierde der Stadt der Brüderlichkeit ist und ihre Leitung und Verwaltung nur Lob verdienen, war schon vor langer Zeit die deutsche Sprache gänzlich aus ihren Räumen verbannt worden.“ Das ist nicht wahr. Wir brauchen unsere Leser mir auf unsern Bericht über die Weihnachtsfeiern zu verweisen; trotzdem bei weitem die meisten Patienten kein Deutsch verstehen, sind doch stets zwei der fünf Festandachten deutsch. Ebenfalls werden daselbst monatlich deutsche sowohl wie englische Gottesdienste für die Kranken gehalten, stehen deutschen Patienten

deutsche Blätter und Bücher zur Verfügung, sind fast nur deutsche Krankenwärter angestellt, versteht die leitende Schwester jeder Station Deutsch und sind die etwa 80 angestellten Arbeiter und Dienstmädchen fast durchweg Deutsche, Österreicher oder Ungarn. Von den elf Hausärzten werden jährlich vier neue ernannt, und zwar die vier, die aus oft zwanzig oder mehr Bewerbern das beste Examen im Hospital bestehen; wenn sich unter diesen nur wenige befinden, die Deutsch verstehen, sollte man das wahrlich nicht dem Hospital zur Last legen, das für seine Kranken nur die tüchtigsten Aerzte wählen möchte. Ebenso wenig kann das Hospital nur Deutsch sprechende Pflegerinnen stellen. Doch im eigenen Interesse suchen die meisten jungen Aerzte während ihrer über zweijährigen Dienstzeit sich das Notwendigste anzueignen, um deutsche Kranken, die kein Englisch können, zu verstehen. Unter den älteren Stabsärzten selbst englischer Abkunft verständigen sich ebenfalls manche ohne Schwierigkeit in deutscher Sprache, besonders auch der Superintendent, Herr Dr. Henry F. Page. Dass aber diese Herren und andere, die sich nicht ohne Mühe deutsch ausdrücken können, nicht gewillt sind mit intelligenten Deutschen, die auch des Englischen mächtig sind, die Unterredung deutsch zu führen nur weil sie eben im „Deutschen Hospital“ sind, wird ihnen kein einsichtsvoller Mensch verdenken. Sein deutsches Gepräge wird das Hospital trotz der Namensänderung behalten. Dass seit Jahren auch Männer englischer Abkunft in dem Verwaltungsrat sind und treu gedient haben, ist dem Hospital zu gute gekommen und muss anerkannt werden; dass diese nun aber im Interesse des Hospitals zu handeln glauben, wenn sie den Namen „Deutsch“ streichen, wird mit Recht von anderen bedauert und ist ihnen offen und ehrlich von den Deutschen im Verwaltungsrat gesagt worden; doch haben diese als die Minderheit sich gefügt und werden, wie wir und andere, denen das Wohl des Hospitals aufrichtig am Herzen liegt, auch fernerhin in aller Arbeit das Andenken „Vater Lanckenaus“ ehren und das Wohl der leidenden Menschheit fördern durch einträchtiges Zusammenarbeiten. Dazu verleihe der treue Gott Kraft, Weisheit und Segen!

Zur Auslandschronik.

Schw. Emma Knipscheer übernahm am 1. Juli den Operationsaal in Easton, und damit die Stelle von der bisherigen Schw. Adelheid Köster, die sich leider gedrungen fühlte auszutreten, um ihre Verwandten in Deutschland nach dem Kriege kräftig unterstützen zu können. Derselbe Wunsch liegt ja vielen Schwestern nahe, doch steht im Interesse der höchst wichtigen Arbeit, in welcher sie stehen, zu hoffen, dass sie nicht zu demselben Schluss kommen, sondern auf Gottes klare Führung warten und auf seine Hilfe trauen. Schw. Adelheid hat sich während ihrer Verbindung mit dem Mutterhause tüchtig erwiesen und verlässt uns mit unseren besten Wünschen für ihre Zukunft, wenn auch mit tiefem Bedauern.

Unsere Schwestern in Erie, Pa., konnte der Pastor am 28. Juni besuchen und zugleich einer Sitzung des Verwaltungsrats des Altenheims beiwohnen, bei der auch Angelegenheiten von gemeinsamem Interesse besprochen wurden. Wie auch sonst, war der Empfang auch besonders seitens des Präsidenten, Herrn P. Dr. Venze, recht herzlich und der kurze Besuch höchst angenehm.

Schw. Alwine Stadtländer hat sich genügend erholt, so daß sie am 5. Juli begleitet von ihrer Schwester, die etwa eine Woche in der Villa Lankenau mit ihr verlebte, die Heimreise antreten konnte. Sie hält sich zunächst in Toronto auf und gedenkt dann längere Zeit bis zu ihrer völligen Genesung bei ihrer Mutter in Elmwood, Canada, zu bleiben. Wir danken Gott für seine gnädige Führung und Errettung aus schwerer, gefährlicher Krankheit. Er wird sie gewiß auch wieder in die Arbeit zurückführen. — Unsere Diaconissenschülerin, Fr. Anna Hund, mußte am 5. Juli wegen Appendicitis operiert werden. Es geht ihr durch Gottes Gnade sehr gut.

Am 1. Juli hatte der Pastor die große Freude, bei dem silbernen Jubiläum der Concordia Gemeinde in Buffalo, N. Y., die Festpredigt zu halten. Gerade am 1. Juli vor 25 Jahren hatte er daselbst sein Amt angetreten als erster Pastor der eben organisierten Missionsgemeinde, die sich während seiner vierzehnjährigen Amtstätigkeit zu einer kräftigen Gemeinde von völlig 600 Kommunikanten entwickelte und unter den beiden Nachfolgern, P. Adolph H. Holthusen und P. W. Drach, der jetzt an der Gemeinde steht, noch weiter gewachsen ist. Am Nachmittag war die Sonntagschulfeier, bei welcher P. Arnold Keller, ein Sohn der Gemeinde, predigte, und am Abend legte P. Holthusen besonders den in Concordia Konfirmierten nochmals das Evangelium an's Herz auf Grund Röm. 1, 16. Die Vereine der Gemeinde kamen am Montagabend zusammen, da der Konferenz-Präsident P. Herman Brezing von Niagara Falls, N. Y., ein Sohn des Gründers der Gemeinde, die Predigt hielt, gefolgt vom Schreiber dieses Berichts, der als erster Präsident des Frauenvereins auf dem Programm stand und sich in einem kurzen Schlusswort an die Versammlung wandte. — Wundert sich jemand, warum dieses Gemeindejubiläum im Diaconissenfreund mit den verschiedenen Feiern erwähnt wird, so sei daran erinnert, daß vor elf Jahren jene Gemeinde mit schwerem Herzen, doch nicht unwillig, ihre Zustimmung zu dem Ruf ihres Pastors an das Mutterhaus gab und ihn im Frieden und mit ihren Segenswünschen ziehen ließ. Damit brachte sie nach ihrer Überzeugung ein Opfer für die Diaconie, besonders für unser Mutterhaus. Das wollen wir der Gemeinde nicht vergessen und ihr mit ihrem jetzigen Pastor auch ferner Gottes Leitung und Segen von ganzem Herzen wünschen.

Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

28. Jahrgang.

August 1917.

No. 8.

Nede, Herr, denn dein Knecht höret. 1. Sam. 3, 9.

Das Wort Gottes war teuer geworden in Israel. Durch den fast hundert Jahre alten Hohenpriester Eli hatte sich Gott längst nicht mehr geoffenbart und als er nun zu dem frommen Knaben Samuel reden will, merkt Eli erst beim dritten Mal, daß es der Herr ist, der ihn ruft und gibt ihm die Weisung: „Gehe wieder hin und lege dich schlafen und so dir wieder gerufen wird, so sprich: Nede, Herr, denn dein Knecht höret.“ Eli weiß, wie man auf Gottes Ruf zu antworten hat, denn einst hat auch er Gottes Stimme vernommen und Gottes Auftrag empfangen. Wie muß doch den alten Diener Gottes bei dieser Erinnerung an frühere Zeiten bitterer Schmerz durchzuckt haben: Gott geht an mir, dem Hohenpriester und verordneten Mittler zwischen Gott und dem Volke, vorüber und redet zu mir nur noch durch andere! Eli wird jedoch nicht bitter gegen Gott. Er kennt seine Schuld. Er weiß, es ist mit ihm stark rückwärts und abwärts gegangen. Die heilige Glut, die als junger Priester ihn erfüllte und kräftig und furchtlos für Gottes Ehre und Sache eintreten ließ, ist erloschen. Es ist ihm durchaus nicht gleichgültig, daß seine beiden Söhne mit ihrem frevelhaften Treiben es so weit gebracht haben, daß die Leute das Opfer lästerten und nur mit Verachtung und Bitterkeit auf diese beiden Amtsträger schauten; aber es kommt bei Eli nicht mehr zur tatkräftigen sittlichen Entrüstung; der den Söhnen erteilte Verweis ist matt, die Söhne treiben ihren Gott lästernden Frevel weiter und — Eli schweigt ohnmächtig. Auch die Ankündigung des furchtbaren Gerichts über sein Haus, wie sie Gott ihm durch einen „Mann Gottes“ sagen läßt, nimmt er schweigend hin und bei der weiteren Drohung durch Samuel kommt Eli nicht weiter als zu dem Bekennnis: „Es ist der Herr; er tue, was ihm wohl gefällt.“ Er erkennt Gottes Urteil an als ein gerechtes; findet es aber leichter, sich in sein verdientes Schicksal zu fügen als sich aufzuraffen zur Waffe und zum Kampf wider die Sünde, die seinem ganzen Hause Verderben bringt. Solche Ergebung ist jedoch keine Frucht des Glaubens, des kindlichen Vertrauens auf Gottes Weisheit und Liebe, in denen er endlich alles herrlich hinausführen wird; sondern ein Zeichen des Erlöschens der geistlichen Kraft und des Lebens in Gott, der Glaubenslosigkeit und Verzweiflung. Gott hat keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, keine Freude daran, seine berufenen Diener zu stürzen und sein Volk mit blutigen Kriegen heimzusuchen; der Menschen Ungehorsam, beharrliche Sünde und überhand nehmende Bosheit, zwingt ihm endlich gar die eiserne Zuchtrute in die Hand, damit doch endlich

die Erkenntnis im Volk sich wieder Bahn breche: „Die Sünde ist der Leute Verderben!“ Nie fällt das Volk so tief, daß es nicht noch etliche gäbe wie jener „Mann Gottes“ und wie Samuel, die mit empfänglichem und gehorsamem Herzen antworten: „Rede, Herr, denn dein Knecht höret.“ Sie werden wieder gern gehört werden mit ihrer Botschaft von Gott, mit dem Ruf zur Buße und zur Hingabe an Gott, wenn erst Gottes Buchtrute gewirkt hat. Je eher die Umkehr zu Gott, desto eher hört die Züchtigung auf. — „Was aber zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift, Hoffnung haben.“ Möchten doch Gottes Kinder und Knechte unter allen Völkern beten: „Rede, Herr, denn dein Knecht höret“, damit aus alle dem Waffengetöse und Schlachtgetümmel unserer Tage Gottes Stimme deutlich vernommen werde und den Weg führe zum Frieden mit Gott und unter einander!

Ein Tag mit einer Gemeindeschwester.

Der Dienst der Gemeindeschwester wird vielfach als die Krone der ganzen Diaconissenarbeit angesehen. Es wird ihr reiche, ja fast überreiche Gelegenheit geboten ihrem Herrn und Heiland an den Armen, Unglücklichen, Hilfslosen, Schwachen und Verwahrlosten zu dienen. In diesem Liebesdienst ist es ein großer Trost und eine große Stärkung sich an Jesu Wort anzuklammern: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Die Arbeit ist so mannigfaltig, daß die verschiedensten Gaben und Talente mit Vorteil verwandt werden können. Man muß auch immer im Auge behalten, daß keine Arbeit an sich den Menschen entwürdigt; es kommt dabei immer auf den Geist an in dem wir unsere Arbeit verrichten. Man sollte stets arbeiten als in Gottes Gegenwart; seine Ehre muß allzeit unser Ziel sein.

In der Erkenntnis, daß man des Herrn Werk treibt, tritt man diese Arbeit mit Freuden an, aber auch mit Furcht und Bittern ob man auch die nötigen Fähigkeiten besitzt. Wenn man bedenkt, daß es des Herrn Werk ist, dann nimmt man es fürwahr ernst.

Es ist ein Trost, daß man seinen himmlischen Vater stets bei und mit sich weiß. Er weiß und kann alles; wir sind nur schwache Werkzeuge in seiner Hand. Es bedarf aber des steten Gebets, daß sich der Glaube dieser Wahrheit bewußt wird und bleibt; des steten Gebets, daß Er uns alles gebe, was wir zu dieser Arbeit bedürfen, besonders die nötige Weisheit, und unser Herz mit Liebe und Geduld erfülle.

Da ich alleine arbeiten muß während längerer Krankheit des Pastors, scheint die Arbeit nicht so erfolgreich wie man es wohl wünschen möchte, doch können wir darum beten, daß etwas guter Samen auf gut Land falle und Frucht bringe zu Gottes Ehre und Herrlichkeit.

Gestärkt durch Gebet, beginnt man seine tägliche Runde. Die

Armen und Kranken verlangen unsere erste Aufmerksamkeit. Zuerst gehen wir in das Haus eines kranken Gemeindegliedes. Sie hat eine ruhelose Nacht zugebracht. Ihr Körper ist durch leibliche und seelische Leiden arg mitgenommen. Gleich bei der Begrüßung merkt man, daß die tapfere aber schwache Mutter durch die Krankenpflege fast erschöpft ist. Sie hat getan, was sie konnte, um ihrer geliebten Tochter Erleichterung zu verschaffen und ihr das Los so angenehm als möglich zu machen.

Nachdem wir rasch unseren Mantel abgelegt haben, greifen wir zu um zu helfen, es der Patientin ein wenig angenehmer zu machen. Nach einem warmen Bad und sorgfältiger Abreibung, läßt sich die Patientin gern in den Armstuhl setzen und vor's Fenster schieben, um das Treiben draußen zu beobachten. Nachdem sie einen leichten Zimbiz zu sich genommen, bittet sie, daß ich ihr etwas vorlesen möge. Sie wählt selbst einen Schriftabschnitt und nachdem ich den verlesen, beten wir gemeinsam das Vater Unser. Nun wünschen wir ihr einen angenehmen Tag und gehen weiter nach einem andern Hause, wo Hilfe nötig ist. Hier besuchen wir eine kranke Mutter. Ein bleiches schmächtiges Mädchen öffnet uns die Tür. Die Kleinen sind in der Schule, der Vater und die älteren Kinder sind fort zur Arbeit. Unsere kleine Pflegerin tut ihr Möglichstes; sie hat ihre Arbeit in der Fabrik aufgeben müssen. Im Haushalten und Pflegen hat sie wenig Übung.

Die Mutter ist sehr schwach und zu Zeiten besinnungslos. Sie nimmt wenig Nahrung zu sich, da sie kein Verlangen darnach hat. Wir erklären dem Mädchen, daß ihre Mutter zu stark ist um zu wissen, was sie braucht und geben ihr Anweisung der Mutter regelmäßig etwas leichte Nahrung zu geben. Glücklicherweise mag die Mutter gerne Milch, da ist es nicht schwierig, einen passenden Speisezettel zu machen. Wir treten ans Bett der Mutter, doch sie erkennt uns nicht. Nachdem wir uns vergewissert, daß sie alle nötige Pflege erhält, gehen wir mit einigen ermunternden Worten weiter.

Im nächsten Hause, das wir besuchen, liegt die Mutter ebenfalls zu Bett. In dem schon übervollen kleinen Hause ist ein neuer Weltbürger angekommen. Nun gilt's neun Kinder zu pflegen und zu erziehen. Auch hier tut eine freundliche Tochter ihr Möglichstes im Haushalten und Pflegen. Auch sie hat ihre Arbeit zeitweilig aufgeben müssen. Glücklicherweise gibt eine freundliche Nachbarin, die auch mehrere Kinder hat, dem Kleinsten sein tägliches Bad und tut auch für die Mutter, was sie kann. Aber zwei andere Kleine, kaum mehr als Säuglinge, vermehren die Arbeit der älteren Schwester. Das eine der Kleinen leidet an einem schlimmen Hautausschlag. Sie erhält nicht die nötige Pflege und will sich auch keine Behandlung gefallen lassen. Da Gefahr ist, daß ein Auge in Mitleidenschaft gezogen wird, dringen wir darauf, daß nötige Maßregeln getroffen werden. Schließlich gewinnen wir das Vertrauen der Kleinen und sie läßt sich dann auch die nötige Behandlung gefallen. Dieses ist nun eine tägliche Arbeit bis die Eltern ihre Zustimmung geben, das

Kind ins Kinderhospital zu schicken, wo sie sich schnell erholt unter sorgfältiger Pflege.

Wir gehen weiter in die Stadt und biegen ein in eine kleine Straße voller Automobile. Es scheint als wäre für nichts Platz dort als für Autoschuppen (garages), aber wir finden doch ein Heim über einem dieser Schuppen. Nachdem wir einstigemal geflopft, dann auch mit dem Schuh gegen die Türe gestoßen, öffnet sich endlich ein Fenster auf dem dritten Stock und zwei kleine Köpfe blicken heraus. Auf meine Bitte kommen sie und öffnen die Tür. Wir klettern eine steile, schmutzige Treppe hinauf und treten in ein schmutziges, sehr kaltes Zimmer. Alles ist in Unordnung, auch die Kinder sind aufgeregt und es ist schwer zu verstehen, was sie eigentlich sagen wollen. Schließlich begreife ich, daß eben eines der Geschwister im Hospital gestorben ist und daß die Eltern nicht zu Hause sind. Zunächst ist da nichts zu machen und ich entschließe mich, weiter zu gehen und verspreche später wiederzukommen. Kaum habe ich das Haus verlassen als wir hinter uns rufen hören: Schwester! Schwester! Wir blicken zurück und sehen die Eltern der Kinder auf uns zueilen. Sie waren die Straßen auf und abgelaufen auf der Suche nach einem Leichenbestatter. Glücklicherweise konnten wir sie auf ein Gemeindeglied aufmerksam machen, einen guten, christlichen Mann, der sie gut beraten würde und ihnen gern die nötige Hilfe leisten.

Doch hier ist der Ort für weitere Arbeit. Hier gilt's, die Mutter zu ermuntern das Haus reinlicher und freundlicher zu halten, ihr einige Winke und Anweisungen fürs Kochen zu geben, so daß ihr Mann wenn er des Mittags hungrig und müde von der Arbeit kommt, nicht mit Brot und Kaffee vom Frühstück fürs lieb nehmen muß. Hier helfen wir auch Kleider machen für die Mädchen und sehen dann, daß sie zur Schule geschickt werden. Es gewährt einem eine gewisse Genugtuung zu sehen, daß sich die Mutter, die vielleicht nicht ganz zu rechnungsfähig ist, sich wenigstens vorläufig bemüht etwas besser für die zu sorgen, die auf sie angewiesen sind.

Nach der Mittagsstunde gehen wir in eine andere Richtung. Nachdem wir die richtige Nummer gefunden, haben wir kaum den Mut die Glocke zu ziehen, denn das Haus sieht unbewohnt aus; die Fensterläden sind fest geschlossen. Doch auf unser Läuten öffnet eine alte, bleiche Dame die Tür. Nachdem wir uns vorgestellt, gehen wir durch eine dunkle Halle und dann eine noch dunklere Treppe hinauf. Dank unseres Taschenmessers erreichen wir sicher das Ende der Treppe und fühlen dann unsern Weg zum Zimmer einer Schwester, die schon seit Jahren Invalide ist. Wir treten ins Zimmer und finden es durch die Flamme eines Gasofens etwas erleuchtet, doch Gottes herrlicher Sonnenschein ist gänzlich aus dem Zimmer verbannt. O wie gerne hätten wir die Fensterläden aufgeworfen um Luft und Licht, den freien Heilmitteln der Natur, Eintritt zu gewähren. Doch man darf nicht zu schnell und impulsiv sein. Später vielleicht kann man die Leute dazu bewegen. Diese guten Frauen waren früher Glieder unserer Gemeinde, hatten aber seit Jahren nichts von dem Leben der Gemeinde gehört und wußten darum auch nichts von der

Gemeindeschwester. Unsere Sympathie und die angebotene Hilfe wußten sie recht zu schätzen und freuten sich zu erfahren, daß der Pastor sie gerne besuchen und ihnen das hl. Abendmahl reichen werde. Hier machten wir nun hinfällig unseren Besuch. Die Kranke verlangte stets nach Trost aus Gottes Wort.

Doch wir gehen jetzt in einen andern Stadtteil. Hat man die Glöckle an der Tür geläutet, so muß man recht geduldig sein, denn es dauert öfters längere Zeit, ehe man Antwort erhält. Nach einiger Zeit öffnet eine Mutter die Tür. Sie ist fast zu schwach und Lahm von einem kranken Bein, um zur Türe zu humpeln. Wir nötigen sie, sich wieder auf ihr improvisiertes Bett im Boderzimmer zu legen. An der andern Wand des Zimmers steht ein Bett in dem ein frischer Sohn liegt.

Wir tragen stets ein Thermometer bei uns und finden, daß der Patient recht hohes Fieber hat; sein Hals sieht schlimm aus und er hat starke Kopfschmerzen. Wir benachrichtigen einen Arzt und bemühen uns dann, es dem Patienten so angenehm als möglich zu machen. Wir lassen einen Bericht zurück an den Arzt über die Zustände, die wir gefunden und bereiten uns dann vor auf einen weiteren Besuch im nördlichen Teil der Stadt, etwa eine Stunde weit entfernt. Hier finden wir eine alte Dame, hilflos wie ein Kind. Eine Tochter, auch teilweise gelähmt, öffnet uns die Türe. Sie sorgt für die Mutter während der Abwesenheit einer andern Schwester, die zurzeit bei ihrem kranken Kinde im Hospital weilt. Glücklicherweise tut ihr Mann alles, was er kann, um es den beiden möglichst angenehm zu machen, ehe er des morgens zur Arbeit geht. Doch der Tag ist lang und die Zeit vergeht langsam, während die beiden warten bis der Mann von der Arbeit zurückkommt um die Mutter in eine angenehme Lage zu bringen. Unsere Erfahrung in Hospitalarbeit macht es uns leicht, den beiden etwas Erleichterung zu verschaffen. Nachdem wir uns ein wenig unterhalten und etwas vorgelesen haben, gehen wir weiter und fühlen uns reichlich belohnt durch die Dankbarkeit der beiden.

Nun geht es mit dankbarem Herzen zurück ins Mutterhaus, denn hier kann man mit dem Pastor oder der Frau Oberin die Schwierigkeiten besprechen, die einem während des Tages begegnen. Man freut sich, daß andere und erfahrene Personen die Verantwortung mit einem teilen.

Von einem freundlichen und freigebigen Kirchenrat unterstützt, hat man vielfach Gelegenheit, Not zu lindern. Dies ist dem Geber wenigstens so angenehm als dem Empfänger. Es gibt keine größere Freude als solche Arbeit tun zu dürfen und den Dank und Segen dieser Geringsten unter den Brüdern des Herrn zu ernten.

Mein Gott, lehre mich alle Dinge anzuschauen und zu tun als wären sie für dich getan. Sei du Weg und Ziel aller meiner Werke. Wenn in Erfüllung deines Worts und Willens getan, glänzt selbst die niedrigste Arbeit. Wenn aus diesem Grunde verrichtet, ist Arbeit geheiligt und erscheint selbst die geringste Arbeit göttlich.

Schw. Elisabeth Heibed.

Gute Regeln, die zur Gottseligkeit dienen.

Unterlasse nie das tägliche Gebet;

und wenn du betest, so gedenke daran, daß du vor Gottes Majestät redest und daß Er dich sieht und hört und deine Gedanken und Sinne des Herzens kennt. —

Betet stets in allem Anliegen. (Eph. 6, 18.) In allen Dingen lasset eure Bitte in Gebet und Flehen mit Danksgabe vor Gott kund werden. (Phil. 4, 6.)

Der das Ohr gemacht hat, sollte der nicht hören?

Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?

Der Herr schauet vom Himmel auf die Menschenkinder, daß Er sehe, obemand klug sei und nach Gott frage. (Ps. 53, 3.)

Der Herr ist freundlich der Seele, die nach Ihm fraget. (Klagl. 3, 25.)

Unterlasse nie das tägliche Lesen in der Bibel,

und wenn du liesest, so gedenke daran, daß es Gottes Stimme ist, die zu dir redet, und daß es deine Pflicht ist, Seinem Worte zu glauben und danach zu tun. — Aller Absfall hat seinen Anfang genommen mit der Unterlassung dieser Regel.

Suchet in der Schrift, denn ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von Mir zeuget. Aber ihr wollt nicht zu Mir kommen, daß ihr das Leben haben möchtet. (Joh. 5, 39, 40.)

Das Wort Gottes, des Allerhöchsten, ist der Brunn der Weisheit und das ewige Gebot ist seine Quelle. Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. (Sir. 1, 5, 16.)

Wer Mich verachtet und nimmt Meine Worte nicht auf, der hat schon, der ihn richtet; das Wort, welches Ich geredet habe, das wird ihn richten am jüngsten Tage. (Joh. 12, 48.)

Wer das Wort verachtet, der verderbet sich selbst. (Spr. 13, 13.) Sie verachteten Mich. (Hos. 6, 7. Jer. 5, 11.) Die Pharisäer und Schriftgelehrten verachteten Gottes Rat wider sich selbst. (Luk. 7, 30.) Wer nun verachtet, der verachtet Gott. (1. Thess. 4, 8.)

Rede nie leere Worte vor Gott,

sondern sage Ihm die Wahrheit über dich selbst, so schlecht sie auch sein mag; und dann bitte Ihn, um Christi willen, daß Er dir verzeige, und daß Er nach Seiner Gnade dich heile und stärke, daß du Seinen Willen tun mögest.

Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden. (Matt. 6, 7.) Sie rufen Mich nicht an von Herzen, sondern lören (heulen) auf ihren Lagern. (Hos. 7, 14.) Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz. (Ps. 51, 12.) Neige mein Herz zu Deinen Zeugnissen. (Ps. 119, 36.) Herr, wir erkennen unser gottloses Wesen. (Jer.

14, 20.) Aber die Sünde erkenne ich nicht ohne durch das Gesetz. (Röm. 7, 7.) Laßt uns unser Herz samt den Händen aufheben zu Gott im Himmel. (Agl. 3, 41.) Denn der Herr spricht also: Ich bin barmherzig und will nicht ewiglich zürnen; allein erkenne deine Missetat, daß du wider den Herrn deinen Gott gesündigt hast. (Jer. 3, 12, 13.) — Gott sei mir Sünder gnädig! (Luc. 18, 13.) Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt in sein Haus vor jenem (selbstgerechten Pharisäer). (Luc. 18, 14.)

Zur Anstaltschronik.

Die Sommerzeit bringt natürlich infolge der Ferien viel Wechsel mit sich, so viel, daß wir die Reisen der einzelnen Schwestern nicht hier angeben können. Wir freuen uns mit jeder, die auf Ferien hinaus zieht, sei es zu Eltern und Geschwistern, sei es zu dem trauten und stets wechselnden Schwesternkreis in der Villa Lantenau in C. M. Point. Ebenfalls freuen wir uns, wenn die Schwestern, viele recht sonnenverbrannt, so frisch und fröhlich aus den Ferien in die Arbeit zurück kehren, wodurch dann wieder andere frei werden. Gott segne diese Zeit an allen zur leiblichen Stärkung und zur neuen Sammlung! — Frau Oberin konnte am 31. Juli auf eine Woche an die See, und entging so der um jene Zeit so furchtbaren Hitze. Nach ihrer Rückkehr gedenkt der Pastor seine Ferien anzutreten.

Unsere beiden Schwestern Martha Frey und Lauretta Nelson im Elsinore Camp bei Plainfield, N. J., fand der Pastor wohllauf, als er dort am 1. August besuchte. Sie empfinden es als einen schätzenswerten Vorteil, daß sie die Köchin und den Hausmann von der Lantenau Schule mitbrachten und an ihnen tüchtige Stützen haben. Auch teilten sich mit den Schwestern gerade in dieser Zeit die Frls. Tobias und Tiemann in die Aufsicht der Kinder, welche, meist gutmütig und doch oft übermütig, der steten freundlichen Leitung bedürfen. Die wenigen Stunden Aufenthalt in dem so herrlich im Walde auf dem Rücken eines Höhenzugs gelegenen „Camp“, waren eine rechte Erquickung. Leider war diesmal Herr Pastor Dr. A. V. Moldenke von New York, dessen Gemeinde dieses Erholungsheim namentlich für arme Kinder aus dem eignen Kreise so fräftig unterstützt, am Kommen verhindert. Er hat keine Mühe noch schwere Handarbeit gescheut, das Leben daselbst möglichst angenehm zu gestalten. — Auf dem Rückwege konnten wir seine am Fuße des Hügels wohnende betagte Mutter besuchen, die Witwe des einstigen Präsidenten des General Konzils, Dr. E. F. Moldenke, die trotz ihres hohen Alters und ihrer sehr geschwächten Gesundheit, mit regem Geist die Arbeit der Kirche verfolgt. Dann durften wir im trauten Kreise der längst befreundeten Familie des Dr. Richard Moldenke im Schloß herzliche Gastfreundschaft genießen und am folgenden Morgen die Reise fortsetzen nach New York, zu einer Komitee-Sitzung im In-

teresse der geistlichen Fürsorge unserer Soldaten und Matrosen. Hierüber Näheres ein anderes Mal. Den Schluß der Reise bildete ein Abstecher nach Staten Island, wo mit dem Freunde und Studien-genossen, P. F. Sutter, der die dortige Gemeinde bedient, das für Wagner College erworbene Grundstück angesehen wurde. Hoffentlich wird diese Vorbildungsanstalt für angehende Theologen bald auf diese herrliche Insel am Eingang des Hafens von New York verlegt werden können. — So verbanden sich auf dieser Reise in seltenem Maße Pflicht und Genuß, Freude und — Gott gebe es — Segen.

Am Sonntag, dem 22. Juli, beteiligte sich der Amtspfarrer als einer der drei Festredner an der Jubelfeier der Reformation, die von dreizehn Landgemeinden im Friedensburg Park bei Reading, Pa., veranstaltet worden war und durfte am Abend besonders für die Diaconie eintreten vor der von Herrn P. H. B. Ritter bedienten Gemeinde. Wenn alle Amtsbrüder so eifrig für die Diaconissensache werben würden wie dieser, so würde gewiß die Zahl unserer Schwestern rasch steigen. Er sät den Samen nunmehr im Konfirmandenunterricht. Wir dürfen eine Jungfrau aus dieser Gemeinde in nächster Zeit erwarten. Gott gebe es und lasse noch manche folgen!

Am Montag, dem 23. Juli, trat Fr. Lydia Fischer als Diaconissenschülerin ein. Sie graduierte im Juni von unserer Lankenau Schule und stellt sich uns gern während des Sommers zur Verfügung. Ihr Vater, Herr P. August Fischer von Scranton, Pa., begleitete sie und freut sich, daß sie sich diesem Dienste des Herrn widmen will. Gibt nicht noch mehr Pfarrtöchter mit solchem Sinn?

Für den Amtspfarrer erbaute der Verwaltungsrat dieses Frühjahr ein Sommerheim in Cape May Point, das seine Familie am 25. Juni beziehen konnte. Die Lage ist sehr günstig in nächster Nähe der Villa Lankenau und die Einrichtung sehr bequem und praktisch. Für das stets gleich freundliche Entgegenkommen des Verwaltungsrats, besonders auch in diesem Falle, dankt der Pastor von ganzem Herzen.

Am 10. Juli kamen die letzten der vom Baltimore Mutterhaus erwarteten jungen Schwestern, so daß wir jetzt deren zehn haben, nebst einer angehenden Missionarin, die bei uns praktische Erfahrung in der Krankenpflege suchen. Die aus dem ersten Jahrgang bleiben drei Monate, die aus dem zweiten sechs, so daß sie bei dem Eintritt in die praktische Arbeit der Diaconie neun Monate Krankenpflege hinter sich haben. Diese Schwestern sind uns sehr willkommen, besonders in der Ferienzeit; nicht allein leisten sie tüchtige Hilfe, sondern leben sich durchweg auch rasch bei uns ein. Auf dem Gebiet der Diaconie arbeiten also General Konzil und General Synode seit völlig zwanzig Jahren in bester Harmonie zusammen.

Der Diakonissen-Freund.

Monatshesft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

28. Jahrgang.

Oktober 1917.

No. 10.

Jahresbericht.

Werte Festgemeinde!

„Lasz sich freuen alle, die auf Dich trauen; ewiglich lasz sie rühmen, denn Du beschirmst sie.“ (Ps. 5, 12.) Dieses Gebet Davids um Freude in schwerer Bedrängnis stellen wir heute unserem Jahresbericht zu unser aller Ermunterung voran, denn unter dem schwer empfundenen Druck der gegenwärtigen Weltlage müssen wir uns die Freude als besondere Festgabe von Gott erflehen. Wir haben im Grunde unendlich mehr Ursache zu danken als zu klagen, denn Gottes Schutz und Leitung, Beistand und Segen haben wir so handgreiflich erfahren, daß dankbare Freude uns allezeit und besonders heute erfüllen sollte; aber leider liegt oft gerade bei ernsten Christen die Versuchung nahe, überstandene Trübsal weit mehr auf das Gemüt wirken zu lassen, als erfahrene wunderbare Durchhilfe Gottes. So ging es den Jüngern des Herrn, die trotz seiner immer wieder bewiesenen Wundermacht und Güte vor jeder neuen Not ratlos und verzagt standen, bis endlich der hl. Geist in seiner Fülle über sie kam und sie zu neuen Menschen machte, die dann mit freudiger Zuversicht auf Gottes Hilfe anfingen, Jesu Auftrag auszuführen und alle Völker zu seinen Jüngern zu machen. Weil wir in der Diakonie Anteil haben an dieser Arbeit, dürfen wir uns auch unbedingt an seine Verheißung halten: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Wo aber Jesus ist, da ist nur die Freude berechtigt, die stille, heilige, göttliche Freude. Also auch heute an diesem Festtage.

In dem mit dem 1. Oktober abschließenden Berichtsjahre hat naturgemäß auch unser Alstaltsleben in verschiedener Weise die Wirkungen des Krieges verspürt. Zwei mit unserem Hospital verbundene Aerzte sind zur Armee gekommen, Dr. E. G. Alexander und Dr. Frederick D. Wagge; und für einen sechswöchigen Kursus, vom Roten Kreuz veranstaltet und von Miss Giles gegeben, die mit der Pflegerinnenschule des Hospitals verbunden ist, stellten wir gern einen Saal zur Verfügung. Auch stricken manche unserer Schwestern fleißig für das Rote Kreuz. Kein Ereignis jedoch hat uns so direkt und tief berührt als die am 25. März ganz unerwartet eingereichte Resignation unseres langjährigen Präsidenten, des Herrn Richters William H. Staake. Seit dem Jahre 1898 war er Glied unseres Verwaltungsrates, wurde im folgenden Jahre Vice-Präsident und nach Vater Lankenaus Tod Präsident; er war also 19 Jahre mit

unserem Mutterhause verbunden und fast 16 Jahre lang sein oberster Beamter. Er hat während dieser Zeit namentlich in den äußersten Gelegenheiten manchen höchst wertvollen Dienst geleistet und besonders auch den Anstaltpastor treu beraten. In einer darauf hin berufenen Extra-Sitzung am 29. März wurde seine schriftlich eingesandte und ausführliche Begründung der Lösing seiner Verbindung mit unserer Anstalt vom Verwaltungsrat vernommen und seine Resignation mit gebührender Anerkennung seiner Verdienste angenommen. An seine Stelle wurde Herr William P. M. Braun zum Präsidenten erwählt, der schon seit Jahren den Schwestern nahe steht und mit dem inneren Gang des Anstaltslebens vertraut ist. Es ist erwähnenswert, daß Herr Braun im Januar 1902 zum Verwaltungsrat kam als Nachfolger des vier Monate zuvor heimgegangenen Vaters Lankenan, dem er nun auch im Präsidentenamt gefolgt ist.

Unsere Schwesternschaft haben seit dem letzten Berichtsjahre die Diaconissen Adelheid Köster und Henrette Herz verlassen; jene um Verwandte in Deutschland unterstützen zu können, diese aus unzureichender Gesundheit. Am schmerzlichsten berührte uns der Tod unserer Probeschwester Caroline Ewald, die nach kurzer, schwerer Krankheit am 27. Januar im Alter von nur 29 Jahren vom Herrn heimgeholt wurde. Näheres darüber hat „Der Diaconissenfreund“ gebracht. Dagegen kamen zu Ostern die Ausrussschülerinnen Edith Waden aus Richmond Hill, L. J., Irene Fillman aus Souderton, Pa., und Christine Steckroth aus Hazleton, Pa., eingekleidet werden und am 4. September unsere seit Jahren bewährte Lehrerin an der Lankenan Schule, Hrl. Maria Bergsträsser, so daß wir heute 63 Diaconissen und 19 Probeschwestern haben. Von diesen Diaconissen sind jedoch etliche nicht mehr dienstfähig, andere sind krank, eine Probeschwester hat ein Jahr Urlaub und zwei Schwestern besuchen das Drexel Institute, so daß nur 74 Schwestern am 1. Oktober in der Arbeit standen. Im Mutterhause selbst sind 12 beschäftigt, im Altenheim 2, im Kinderhospital 8, in der Lankenan-Schule 12, im Deutschen Hospital 25, im Easton Hospital 3, im Altenheim in Erie 2, im Tabor Kinderheim 2, in der Kensington Dispensary 1, und auf dem damit verbundenen Erholungsheim „River Crest“ bei Dohles-town 1, und je eine Schwester in folgenden Gemeinden: Zions, St. Johannes und St. Mark's-Philadelphia, St. Paulus-New York, St. John's-Easton und St. Johannes-Erie. Daß diese Schwestern ein arbeitsreiches, ja schweres Jahr hinter sich haben, wird jedem klar, der bedenkt, was es bedeutet etwa 100 hochbetagte und gebrechliche Männer und Frauen zu versorgen, 100 junge Mädchen zu erziehen und über 50 Kindern aus zerrütteten Verhältnissen eine wirkliche Heimat zu bieten; die Pflege von mehr als 6,500 Kranken zu übersiehen und das Wichtigste der Pflege selbst zu verrichten, also auch die Verantwortung für so viele Menschenleben mit zu tragen; dazu kommen noch über 14,000 Patienten zu unseren Dispensaries. Vergessen wir auch nicht die 4 Kleinkinderschulen und eine Nachmittagschule, die von unseren Schwestern gehalten werden; dann Elsinore Camp, wo diesen Sommer 65 New Yorker Stadtinder je zwei

Wochen zur Erholung weilten. Schließlich auch etliche Tausend Besuche, die in den Häusern der Armen und anderen von unseren Schwestern gemacht werden, die in der Gemeinde- oder in der Armenpflege stehen — welch eine Unsumme von Not und Arbeit, von Glaubensproben und Segen schließen doch diese Zahlen in sich! Wie manches ärmliche Gewand deckt einen aussichtslos ruinierten Leib, der die erbärmliche Wohnstätte einer hoffnungslosen Seele ist. In dieses doppelte Weh einen Lichtstrahl göttlicher Liebe zu übermitteln, ist die Aufgabe der Schwestern, die ihrerseits selbst nur durch Gottes bewahrende Hand in solcher Arbeit barnherzig, freundlich und getrost bleibt. Es ist eins, hie und da mit solchem Elend in Berührung zu kommen, und etwas ganz anders, täglich mitten darin zu stehen und wieder und wieder zugreifen zu müssen, die traurigen Folgen menschlicher Torheit und Sünde zu heilen oder wenigstens erträglicher zu machen. Die dazu nötige Selbstüberwindung, Geduld und Treue ist möglich nur im festen, klaren Blick auf Jesus, das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt und durch dessen Wunden auch wir selbst heil werden. Das fordert persönliche Wachsamkeit und ernste Seelenpflege mit fleißigem Gebet und ein Leben in Christo. Gal. 2, 20.

Was unseren Schwestern zu Zeiten das Herz besonders schwer macht, ist das Bewusstsein, daß die Arbeit weit über ihre Kräfte hinausgeht und daß doch der Ruf nach Hilfe von der Kirche überhört oder nicht verstanden wird. Schon fand die Frage nach weiterer Beschränkung unserer Arbeit an auf unserem Gemüt zu lasten, als der ewig treue Gott unser Flehen erhörte und uns verschiedene Jungfrauen zuführte, die sich dem Herrn in diesem Dienste weihen wollten. So kamen wir am 1. Oktober den diesjährigen Kursus mit 8 Jungfrauen eröffnen. Es sind dieses die Frs. Adelia Clauß-Lyons, N. Y.; Anna Hundt-Sewickly, Pa.; Margarite Leutenegger-Muscattine, Iowa; Lydia Fischer-Scranton, Pa.; Florence Bechtold-Philadelphia; Lillian Robinson-Philadelphia; Anna Heinzmann-New Britain, Conn.; und Ella Yount-Conover, N. Carolina. Seither sind noch Fr. Margaret Arnold-New York und Fr. Maria Zwick aus So. Manchester, Conn., hinzugekommen. Ermutigend ist die Tatsache, daß darunter zwei aus unserer eignen Stadt und zwei aus Pfarrfamilien sind, und zwei, die schon das Leben im Mutterhause kannten ehe sie sich entschlossen, Diaconissen zu werden. Ebenfalls ist es erfreulich, daß auch unter diesen 10 Diaconissenschülerinnen zwei sind, welche durch die von dem Frauen-Missionsverein des General Konzils herausgegebene Literatur besonders zu diesem Schritt angeregt wurden. Da wir auch unter den zu Ostern eingekleideten solche hatten, ist gewiß der Beweis geliefert, daß diese Frauenarbeit im Interesse der Diaconie nicht vergeblich ist und die Hoffnung begründet, daß in Zukunft noch reichlichere Frucht folgen wird. Wir sprechen hiermit jener Organisation und besonders dem Komitee für Diaconissenarbeit, dessen Vorsitzerin Frau Braun, die Gattin unseres Präsidenten ist, unseren herzlichsten Dank aus.

Mit der kirchlichen Behörde sind wir in noch engere Verbindung getreten, indem das Ministerium von Pennsylvania in seiner Sitzung

am 7. Juni das Anerbieten unseres Verwaltungsrats einstimmig annahm, bei unseren Sitzungen offiziell vertreten zu sein durch den Präsidenten des Ministeriums „ex officio“ und einen von ihm zu ernennenden Pastor als beratende Glieder. Der Herr Präsident, P. Dr. H. A. Weller, hat Herrn P. Dr. J. F. Ohl ernannt und heißen wir heute beide freudigst willkommen. Diese Neuerung sollte der Kirche eine Garantie unseres aufrichtigen Strebens sein, die Diaconissenfache in echt kirchlichem Sinne zu führen und auszustalten, und andererseits dem Mutterhause die tatkräftigere Mitwirkung der Kirche sichern. Gott wolle seinen Segen dazu geben!

Von Interesse für unsere Freunde und von nicht geringer Bedeutung für das innere Leben unseres Mutterhauses ist eine Änderung unserer Gottesdienste, die in einer Schwesternkonferenz am 2. Oktober beschlossen wurde im Blick auf das religiöse Bedürfnis unserer jüngeren Schwestern, von denen etliche fast gar kein Deutsch verstehen. Bisher beschränkten sich unsere englischen Gottesdienste auf den Sonntagabend; in Zukunft jedoch soll an den ersten beiden Sonntagen des Monats der Hauptgottesdienst in der Landessprache gehalten und in Verbindung damit viermal im Jahre das hl. Abendmahl gefeiert werden. Das ermöglicht hingegen die Wiedereinführung der deutschen Vesper an den ersten beiden Sonntagabenden und bedeutet somit eine Bereicherung unseres gottesdienstlichen Lebens. Wie die Abendmahlfeiern so sind auch die monatlichen Diaconie Betstunden ausschließlich in deutscher Sprache gewesen. Sofort werden dieselben abwechselnd deutsch und englisch sein; ebenfalls auch die wöchentlichen Bibelstunden. Damit sind alle Gottesdienste sprachlich absolut gleichmäßig verteilt und da der Unterricht im Kursus schon seit Jahren in englischer Sprache gegeben werden mußte, fällt der Einwand hin und wird zum bloßen Vorwand, wenn sogar Pastoren behaupten Jungfrauen, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, nicht an unser Haus empfehlen zu können. Ich gebe hiermit unseren älteren deutschen Schwestern das Zeugnis edler und williger Selbstverleugnung in dieser eben beschlossenen Neuerung und schäze kaum weniger die Selbstverleugnung solcher jüngeren Schwestern, die um der großen Sache willen regelmäßig am hl. Abendmahl in deutscher Sprache teilnahmen ohne viel davon zu verstehen. Solche gegenseitige Rücksicht ist nur da möglich, wo Gottes Geist die Herzen regiert. Wo aber solche Rücksicht herrscht in religiösen Dingen, wird auch die Eintracht in andern Fragen und Lagen durch Gottes Gnade bewahrt bleiben.

So wollen wir denn, trotz allem, was sonst beim Rückblick und Ausblick das Herz beschweren möchte, das Werk des Herrn hier selbst getrost fortführen. Dieser neue Beweis der Eintracht in unserer Schwesternschaft, des Vertrauens und der Mitarbeit der Kirche durch offizielle Vertretung im Verwaltungsrat, und der treuen Fürsorge unseres Gottes, der uns jetzt die größte Klasse seit Jahren zugeführt hat, stärkt uns den Mut und weckt sogar die Hoffnung, daß unter Gottes Leitung und Segen dieses Jubeljahr der Reformation auch den Anfang einer neuen Entwicklungsperiode des Diaconissenwerks

in diesem Abendlande bilden möge. Wie sich aber auch die Zukunft gestalten wird, wir wollen als solche, die Gott in seinen Dienst gestellt hat, sein Wort an Joshua zu unserer Vojung machen: „Sei mir getrost und sehr freudig!“

Schulanfang.

„Aller Anfang ist schwer.“ Schulanfang macht davon keine Ausnahme, er gehört nicht zu den Freuden des Lebens, und man ist jedes Jahr froh, wenn er wieder überstanden ist. Zwar die alten Schülerinnen zurück kommen zu sehen das ist eine Freude. Man kennt sie ja schon gut mit allen ihren Vorzügen und Mängeln; es sind ja „unsere Kinder“, die man liebt, wie man seine Kinder liebt; und die strahlenden Gesichter, mit denen sie ankommen, zeigen, daß sie das wissen und daß sie ein Heimatsgefühl haben, wenn sie wieder in ihre Schule einrücken. Aber die Neuen! Das ist ein anderer Casus. Man freut sich ja natürlich, daß Neue kommen. Wo sollte die Schule hinkommen, wenn das nicht der Fall wäre? Aber man sieht ihnen doch mit Bangen entgegen. Was werden es für Kinder sein? Eifrig zum Lernen? Willig zum Gehorsam? Offen und wahrheitsliebend? Oder schickt man sie, weil man daheim nicht mit ihnen fertig wurde, weil sie Neigung zeigten, über die Stränge zu schlagen und auf verkehrten Wegen zu gehen? Oder sind sie zurück geblieben in der Schule durch Krankheit oder aus anderen Ursachen, und die Privatschule soll einholen, was die öffentliche Schule nicht erreichte? Nun, wenn sie nur guten Willens sind, dann soll es an uns nicht fehlen. Wir sind ja dazu da, daß unsere Kinder etwas Ordentliches lernen.

Und wie wird es mit dem Heimweh werden? Werden sie leicht darüber kommen? Wird es sie schlimm anpacken? Nichts ist niederrückender als eine Gesellschaft heulender Kinder. Wer da nicht die ‘blues’ friegt, der muß schon einen tapferen Mut besitzen. In der Regel kann man dann auch gar nichts mit ihnen anfangen. Daß man aus Rücksicht auf Eltern und Lehrer sich zu überwinden suchen sollte, ist einem solchen Leidenden meist ein unfaßbarer Gedanke. Kinder sind ohnedies von Natur selbstsüchtig, und die Kinder unserer Zeit meist von Haus aus gewöhnt, ihren Gefühlen keinen Zwang anzutun, nicht dazu erzogen, selbstlos an andere zu denken. Bleiben die Eltern fest und lassen sich nicht durch die Jammerbriefe überzeugen, daß man dem Töchterlein solches Leid nicht zumuten dürfe, so geht die kritische Zeit vorüber und das Kind fühlt sich über kurz oder lang wohl in der neuen Umgebung. Hat die Schule aber keinen Rückhalt an den Eltern, so wird der Jammer immer größer, bis man schließlich es nicht mehr riskieren kann, das Kind solchem Elend auszusetzen und die besorgten Eltern es heimholen. Doch das sind die extremen Fälle, die zum Glück selten sind. Wo die Eltern vernünftig die Bemühungen der Lehrer unterstützen, kommt auch bei Heimwehkindern gewöhnlich alles bald ins Geleise. Die meisten gewöhnen

sich ja doch glücklicher Weise ein ohne besondere Not zu machen, und zwar je geweckter und lernbegieriger ein Kind ist, desto schneller findet es sich in der Schule in seinem natürlichen Element wie der Fisch im Wasser.

Nun wir haben ihn wieder einmal hinter uns, den gefürchteten Schulanfang (den 26ten in der Erfahrung der Schreiberin dieses). Die Arbeit geht wieder ihren geregelten Gang von einem Tag zum andern, füllt die Zeit aus und nimmt den ganzen Menschen mit allen seinen Fähigkeiten unbedingt in Anspruch — ein rechter Segen, denn man kann dabei viel tiefes Herzweh vergessen in dieser bösen Zeit.

Es waren ziemlich viele Schülerinnen ausgetreten am Ende des letzten Schuljahrs, 10 hatten die Hochschulabteilung absolviert, 3 den praktischen Kursus (Domestic Science). Diese hatten also ihre Ziele in der Schule erreicht. Verschiedene andere traten aus anderen Gründen aus. Eine schrieb uns triumphierend, daß sie zu Hause in die Hochschule gehe, obwohl ihre Berechtigung hier nicht weiter reichte als bis zum 7ten Grad in der Elementarschule, also noch 2 Klassen bis zur Hochschule fehlten. Doch haben wir schon öfters mit Befriedigung wahrgenommen, daß unsere Schülerinnen beim Uebertritt in andere Schulen nicht nur ohne Schwierigkeiten in die korrespondierenden Klassen kommen, sondern auch häufig in einer höheren Klasse zugelassen werden. Etwa die gleiche Zahl mit den Ausgetretenen trat ein, so daß die Schülerzahl sich so ziemlich gleich blieb.

Das letzte Jahr war in mancher Beziehung schwer, auch in finanzieller, die Schulrechnung schloß mit einem großen Defizit, obwohl von allen nicht unbedingt nötigen Reparaturen und Verbesserungen abgesehen wurde. Es wird in diesem Jahr des Reformations-Jubiläums ja allenthalben für die Unterrichts-Anstalten der luth. Kirche gesammelt. Was für eine Ermutigung würde es sein, wenn wohlhabende Glieder unserer Kirche auch unserer Schule gedächten, die gar keinen Fundierungs-Fond besitzt und doch von allen Seiten beständig um Ermäßigungen angegangen wird.

Lebstes Jahr hatte die gefürchtete Kinderlähmungs-Krankheit wie allen Schulen im Staat so auch uns 2 Wochen am Anfang des Schuljahrs gekostet. Dieses Jahr waren wir froh und dankbar zur rechten Zeit anfangen zu können.

Am 14. September kehrte die Ferienkolonie von Cape May Point zurück, wo die Kinder einen vergnügten Sommer verlebt hatten. Der Aufenthalt dort erfreut sich großer Beliebtheit; es konnten auch in diesem Jahr lange nicht alle Gewünsche um Aufnahme befriedigt werden.

Schon am Samstag, den 15. September, fingen die Schülerinnen alt und neu an sich einzustellen, und am Dienstag d. 18. September eröffnete Pastor Bachmann die Schule durch einen Gottesdienst in der Kapelle des Mutterhauses. In kurzer Ansprache legte er Zweck und Ziel der Arbeit dar und erflehte Gottes Segen zu derselben. Dann wurden in der Aula des Schulgebäudes die Klassen verlesen und die Bücher, soweit sie schon beschafft waren, ausgeteilt.

Darauf begaben sich die Schülerinnen in die Klassenzimmer, die Stundenpläne wurden diktiert und der Unterricht fing an.

Früher pflegten wir die neuen Schülerinnen zu examinieren, ehe sie den Klassen zugewiesen wurden. Seit letztem Jahr reihen wir sie in die Klassen ein, wohin sie nach ihrer vorhergehenden Schulzeit zu gehören scheinen. Hier sind sie denn zunächst auf Probe. Es mag denn später heißen: „Freund, rücke hinauf“, oder auch hinab, je nachdem. Die meisten passen gewöhnlich dahin, wo man sie zugewiesen hat. Dieses Verfahren hat den Vorzug, daß man dadurch einen Schultag gewinnt und einen nicht für alle voll ausgefüllten Tag mit entsprechenden Heimwehniedigungen abschneidet. Auch sind die Examina nicht von unbedingtem Wert, denn manches Kind erscheint im Examen viel besser als dann in der täglichen Arbeit, andere hinwiederum sind vertattert und ängstlich und daher nicht fähig zu zeigen, was sie wirklich leisten können. So werden wir es zunächst für einige Jahre auf diese Weise probieren, bis es sich endgültig entscheidet, welche für die bessere zu halten ist.

An Stelle der Lehrerinnen, die uns letztes Jahr verließen, traten 3 neue: Fr. Sichel, vorher mehrere Jahre Leiterin der deutschen Schule in Puebla, Mexico, und Fr. Kauffeld, die im hiesigen Kindergarten einen Teil ihrer Ausbildung erhielt, kamen als wissenschaftliche Lehrerinnen; Fr. Azemar übernahm das Ordnungsgebiet bei den älteren Mädchen. Die Kleinen stehen schon seit einigen Jahren unter Fr. Neßler's Obhut. Schw. Louise Frey sorgt für die Patienten, und Fr. Bergsträßer, die sich zu unserer Freude der Schwesternschaft angelassen hat, setzt nun ihre Arbeit fort als Schw. Maria.

Der Anfang ist also nun glücklich vorbei und „die Maschine läuft wieder“. Gebe Gott, daß die so hochwichtige Arbeit an der Jugend „in dieser leicht betrübten Zeit“ auch in diesem Schuljahr ungehindert fortgehe zu seiner Ehre und des Nächsten Nutz.

Zur Anstaltschronik.

Unsere Villa Lanfenau ist nun auch geschlossen, ein sicheres Zeichen, daß die Ferienzeit vorüber ist, denn am 6. Oktober kehrte die Hausmutter, Schw. Friederike Östermann mit Schw. Eleonore Diehl, die ihr in den letzten Arbeiten geholfen hatte, von Cape May Point zurück und trat ihrerseits am Tage nach dem Jahresfest ihre wohl verdienten Ferien an.

Mehrere unserer Schwestern sind leider gegenwärtig mit Krankheit heimgesucht. So überkam unsere Organistin, Schw. Flora Moyer ganz unerwartet ein Herzschlag kurz vor dem Gottesdienst am Sonntagmorgen, dem 7. Oktober, so daß Schw. Thefla Daly den Orgeldienst übernehmen mußte. Obwohl es ihr langsam besser geht, muß sie auf ärztlichen Rat doch noch das Bett hüten. — Schw.

Martha Frey, die letztes Jahr mit solchem Eifer und Erfolg ihren Studien im Drexel Institute obgelegen hatte, daß wir mit ihr die besten Hoffnungen für ihre Beendigung des Lehrerinnen-Kurses in Domestic Science in diesem Jahre hegten, leidet seit ihrem Besuch in Texas wieder bedeutend mehr an Asthma. Kurz nach Anfang des neuen Schuljahrs wurde sie bettlägerig, erholte sich genügend um nach „River Crest“ zur weiteren Kräftigung zu gehen, mußte aber am 15. Oktober von dort per Auto ins Mutterhaus zurückgebracht werden, wo sie sich hoffentlich bald mit Gottes Hilfe besser befinden wird. — Am selben Tage mußte sich Schw. Gottlieben Koch einer schmerzen Operation unterziehen, von der ihr der treue Gott baldige Genesung schenken wolle! — In Schw. Amalia Hartwig's Zustand ist wenig Veränderung zu merken und ist sie noch im Hospital; doch hat sie zuweilen so schmerzenfreie Tage, daß sie zu ihrer und unserer Freude in letzter Zeit etlichen Gottesdiensten beiwohnen konnte. — Auch Schw. Anna Maria Enderlein, die nun im zweiten Jahre von ihrer geliebten Kindergartenarbeit feiern muß, ist selten frei von Schmerzen, wenn sie auch täglich zu Tisch kommen kann. — Schw. Alwine Stadlander schreibt von Toronto, Canada, daß auch ihre Genesung nur langsame Fortschritte mache, doch hofft sie, zu Neujahr ins Mutterhaus zurückkehren zu können. Gott gebe es! — Für alle diese Schwestern lasst uns herzliche Fürbitte einlegen, daß der Herr sie stille und stark im Leiden mache, bald wieder herstelle und sie auch in ihrer Krankheit uns und andern zum Segen setze!

Schw. Bertha Müller reiste am 1. Oktober nach Hause in Michigan, um ihre Mutter zu pflegen, die an langwieriger, unheilbarer Krankheit darnieder liegt. Auch zu diesem Dienst der Kindesliebe wolle Gott seinen Beistand und Segen geben!

Schw. Frieda Wente ist wieder nach dem Tabor Kinderheim bei Doylestown zurückgekehrt an Stelle von Schw. Barbara, die gegenwärtig Schw. Gottlieben in der Näheschule und Leinwandstube vertritt. An Schw. Frieda's Stelle in der Schuloffice steht einstweilen Schw. Emma Knipscheer.

Am Sonntag, dem 7. Oktober, war Herr P. K. Rest von Marshalltown, Iowa, auf etliche Stunden im Mutterhause zu Besuch. Als Gründer und Leiter des dortigen evangelischen Diaconissen-Hospitals und Mutterhauses hatte er natürlich besonderes Interesse für das innere Leben und den Arbeitsgang in unserem Hause und wünschen wir ihm Gottes Leitung und Segen für sich selbst und jene Anstalten.

Über unser Jahresfest, das wir am Dienstag, dem 9. Oktober in aller Stille und doch mit viel Freude und Segen feiern durften, werden wir in der nächsten Nummer Näheres berichten.

Der Diakonissen-Freund.

Monatshest des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

28. Jahrgang.

November 1917.

No. 11.

Unser Jahresfest.

Der gegenwärtigen Zeitlage entsprechend, beginnen wir unser Jahresfest in aller Stille; selbst das sonst als selbstverständlich geltende Bläserquartett fehlte. Auch waren keine Einladungen ausgesandt, infolgedessen sich nur wenige auswärtige Freunde eingefunden. Zu alle dem war der Festtag, Dienstag, der 9. Oktober, ein recht kalter Regentag und lag unsere tüchtige Organistin, Schw. Flora Moyer, in einem Privatzimmer unseres Kinderhospitals an einem plötzlich sehr ernst aufgetretenen Herzleiden darnieder. Wahrlich genug Umstände alle Festfreude zu bannen. Doch am Schlusz des Festtags war das allgemeine Urteil: „So ein kostliches Jahresfest haben wir noch selten gehabt!“ Gottes Geist wirkte eben in den Herzen der Seinen ganz unabhängig von äusseren Umständen, ja diesen oft zum Trost. Die Festfreude war still und innerlich, und griff daher diese tiefer hinein in Herz und Gemüt einer dankbar anbetenden Gemeinde. Die Predigt von P. Philip Kirchner von Reading, Pa., über 1. Joh. 3, 16: „Daran haben wir erkaut die Liebe, daß Er Sein Leben für uns gelassen hat; und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen“, schlug einen so herzlichen Ton an, daß sie bei allen Zuhörern kräftigen Wiederhall fand und alle in rechte still-fröhliche Feststimmung versetzte. Wir bringen diese Predigt fast vollständig in diesem Heft.

Das Mittagsmahl vereinte die wenigen Gäste mit den Schwestern, Gliedern des Verwaltungsrats und der Pfarrfamilie, die dann nachher in gemütlichem Umgang und traulichem Gespräch die Zeit verbrachten bis zur Nachmittagsfeier um vier Uhr. Diesmal lieferten der erste und der zweite Schwesternchor je ein Lied und trugen damit viel zur Hebung der Stimmung bei, wie das der erste Chor schon beim Festgottesdienst am Vormittag getan hatte. Unsere zweite Organistin, Schw. Thekla Daly, bewährte sich dabei vortrefflich, trotz der kurzen Vorbereitungsfrist. Herr P. Dr. Jenschmidt von Wilmington, Del., der ehrwürdige Senior unter unseren Hausfreunden, verlas die Schriftlektion und sprach das Gebet, worauf P. Dr. Sandt im Auftrage unseres Präsidenten, des Herrn William P. M. Braun, die Festversammlung im Namen des Verwaltungsrats begrüßte. Der dann vom Anstaltspastor verlesene Jahresbericht ist bereits letzten Monat im Diakonissenfreund erschienen. Die erste Ansprache hielt der Leiter unserer Stadtmision, P. Dr. F. F. Ohl, der seit Oktober, nebst dem Präsidenten unserer Synode, Chr. Dr. H. A. Weller, als Vertreter der Synode beratendes Mitglied

unsres Verwaltungsrats ist. Er ist seit der Gründung unseres Mutterhauses ein nahestehender Freund gewesen und hat namentlich als Pastor des Milwaukee Mutterhauses unter dem verdienstvollen Dr. Passavant seine praktischen Erfahrungen auf dem Gebiet der weiblichen Diaconie gesammelt. Seine in der Landessprache gehaltene Rede bringen wir vollständig an anderer Stelle und wird die Leser gewiß interessieren. Prof. Dr. C. Theod. Venze begann seine Festrede mit einem wohlgenungenen poetischen Gruß an Pastor und Oberin, Schwesternschaft und Festgemeinde. Das Schlußwort sprach der Pastor, der nach dem bekannten Löh'schen Lied: „O, Gottes Sohn,” die Feier mit dem Segen schloß.

Das festliche Abendessen wurde wieder den Rednern und den wenigen Gästen mit den Herren des Verwaltungsrats und den Schwestern im großen Speisesaal serviert. Nachher begab man sich hinauf in den Lanzenau-Saal, wo in ganz zwangloser Weise ohne Programm oder Leitung, so ganz „improptu,” ein genügfreicher Liederabend von verschiedenen Gästen gegeben wurde. Den Anfang machten Herr und Frau P. Kirchner mit etlichen gemütvollen deutschen Volksliedern; mit ihnen wechselten dann ab Frau Prof. Venze und Herr Louis F. Schuck, dessen Gattin als langjährige Präsidentin unseres Alumnen-Vereins seit Jahren mit unserem Anstaltsleben eng verbunden ist. Allgemein bedauerte man, daß endlich doch die Stunde des Abschieds kam. So zwanglos und herzlich wie dieses Mal in solch engem Kreise war man noch selten oder nie bei einem Jahresfest beisammen gewesen. Wir haben aber auch mit Dank gegen Gott alle Ursache anzunehmen, daß uns von diesem Jahresfest nicht allein angenehme Erinnerungen zurückgeblieben sind, sondern auch ein wirklicher Segen geworden ist. Darum sei hiermit nochmals alle den lieben Freunden und den Schwestern, denen namentlich in der Stütze die beiden Frls. Hugel wieder an drei Tagen als längstbewährte freiwillige Helfer so treu beigestanden, herzlichst gedankt!

Predigt beim Jahresfest im Diaconissenheim.

1. Joh. 3, 16: „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Er Sein Leben für uns gelassen hat; und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen.“

In dem Herrn Jesu Christo, geliebte Festgemeinde!

Das erste Wort, daß sich mir vor der Predigt auf die Lippen drängt, ist ein herzlich frohes: „Gruß Gott zum Jahresfest.“ Kein anderer Gruß gleicht dem an Innigkeit, diesem treuherzigen „Gruß Gott!“ Daß ich gerade zu eurem Jahresfest wieder einmal in eurer Mitte sein, und diesmal gar als Prediger von der Kanzel euch so grüßen darf, das macht mich selber von Herzen froh. Da habe ich nun ein Gotteswort zur Grundlage und zum Inhalt meiner Predigt gewählt, das nicht nur dazu angetan ist, uns zu einer einmaligen Feier-

stunde im Geist auf die Höhe des Lebens zu führen, sondern das erst recht uns nachher begleiten kann beim Wandern durch die Niederungen des alltäglichen Lebens und uns da helfen und aufrecht erhalten soll bei den Anforderungen und Pflichten und Arbeiten des gewöhnlichen Werktags. Es ist ein Wort, das zu uns redet vom Allerbester und Größesten, was es für unser Leben giebt, vom Allernotwendigsten, was wir brauchen, um unserem Leben Inhalt und Wert zu geben. Sowohl der Herr Jesus selber wie seine großen Apostel Paulus und Johannes haben auf dieses Eine Große und Notwendige fürs Leben allen Nachdruck ihrer persönlichen Erfahrung und Überzeugung gelegt: Es ist das Leben in der Liebe, aus der Liebe heraus. Dies ist das Wort, von Johannes gesprochen, in seinem ersten Brief, Kapitel 3, 16: „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Er Sein Leben für uns gelassen hat, und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen.“ Da sind zwei Säglein zusammengefügt, in ihrer Form ganz knapp, lapidarisch, in ihrem Inhalt von packender Gewalt, erhabener Größe. Groß und erhaben und feierlich steht da vor uns die Tatsache der Liebe Jesu: Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Er Sein Leben für uns gelassen hat. Und ebenso groß und feierlich, aber mächtig ernst reiht sich daran als Schlussfolgerung die Zumutung: Und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen.

So will ich also reden von der Liebe; und zwar, wie unser Johanneswort das tut, I. zunächst von der Liebe Jesu; II. dann von unserer eignen Liebe.

I. Von Jesu Liebe. Es ist, als könnte man aus diesem Johannes Wort noch heraus hören, wie der Apostel in späterer Zeit, als der Herr Jesus schon lange nicht mehr auf Erden lebte, wie er da noch über Jesu Erdenleben nachsinnt, wie er sich alles, was er bei seinem Herrn gesehen und gehört und erlebt hat, wieder ins Gedächtnis zurückruft,—und wie ihm aus alle dem immer wieder das eine hervorleuchtet: Jesu wunderbare Liebe! Diese unvergleichlich große, starke Liebe! Und je mehr Johannes darüber sinnt, um so mehr füllt sich seine Seele mit Andacht, Ehrfurcht und Hingabe. Er muß immer wieder darüber staunen: Welch eine Liebe! Daran haben wir sie erkannt, daß Er Sein Leben für uns gelassen hat! Er, so wie Er war! Sein Leben gelassen! ein solches Leben, wie das Seine. Und für uns! für Menschen, so wie wir sind! Es ist zu überwältigend groß und wunderbar, es geht über alles Begreifen! Was Johannes hier so knapp zusammen fassend über diese Liebe Jesu aussagt, das laßt uns ein wenig auseinander falten; gleichsam in die Seele, in den Geist der Worte hineinblicken; auf die Einzelheiten sehen, die darin stecken. Laßt mich etliche Hauptzüge an Jesu Liebe schildern. Er hat Sein Leben für uns gelassen: Darin steht zuerst:

Jesu Liebe war selbstlos; d. h. er liebte nicht aus irgend einem selbstsüchtigen, eigennützigen Triebe; er liebte nicht um seinetwillen, sondern andern zu gut. Er hat sich für andre hingegeben. Und niemals gab es eine edlere, vollkommenere Hingabe für andere. Denn wer waren denn diese andren, diese Leute, denen seine selbst-

lose, sich selbstthingebende Liebe galt? Ach, es waren doch arme, un-
wissende, cleide, unglückliche, verschuldete, verkommenen Menschen, an
die sonst außer ihm niemand dachte, um die sich niemand bekümmerte,
denen zulieb sich sonst niemand Gedanken oder Sorgen oder Mühe ge-
macht hätte! Und was verlangte Jesu für eine solche Liebe von den
Menschen? Nicht einmal einen Platz, ein Häus, eine stete Heimat,
um sein Haupt hinzulegen. Und was bot man ihm dafür? Schmach
statt Ehre, Beleidigungen als Anerkennung, von allen im Stich ge-
lassen werden als Erfolg, Dornen als seine Krone, und zuletzt das
Kreuz als die einzige Erhöhung unter den Menschen, denen seine Liebe
galt! Das war seine *ſe I b ft I o ſe* Liebe. Und sie ist um so wunder-
barer und über alles Begreifen hinausgehend, je weniger diese so ge-
liebten Menschen es würdig waren. Er sah doch die Menschheit (die
damals schon wie heute das vielschöne und vielgeliebte Wort *Huma-
nitas* für sich in Anspruch nahm), er sah die Menschheit, — und hat
sich an ihr nicht getäuscht, so wie sie ist: so selbstsüchtig, so eigenmütig,
so kleinlich, so erbärmlich, so gehässig gegeneinander! Es braucht ihm
niemand das Herz der Menschen aufzudecken, er las darin, wie in
einem offenen Buch. Er faunte auch die Besten unter ihnen und sah
doch auch an ihnen ihre heimlich selbstsüchtigen Gedanken, ihre groben
Begehrlichkeiten, ihre nur allzu menschlichen Schwächen, ihre unliebens-
würdigen und abstoßenden Züge. So, daß er sich wohl hätte von
ihnen abwenden mögen: Sie sind meiner Liebe nicht wert! Und
doch hat er sie geliebt, so wie sie waren, nicht weil sie es würdig waren,
sondern weil sie es in ihrer Unwürdigkeit um so bedürftiger waren.
Seht, das ist einer der Züge, daran wir die unvergleichlich hoch-
stehende, durchaus selbstlose Liebe Jesu erkennen, daß er sie eben an
Menschen gewendet hat, die dessen gar nicht würdig waren, die ihm
auch gar nichts dagegen zu bieten hatten. Denn welcher Mensch, der
auch nur eine Ahnung hat von seinem eigenen Wert, im Vergleich mit
Jesu Wert — welcher Mensch würde wagen, sich vor Jesus zu stellen
und zu denken, daß er ihm irgendwie etwas bieten könne, was seine
Liebe einigermaßen belohnte und wenn ich so sagen soll: sie wieder
bezahle und wettmache!

Ein zweiter Zug an Jesu Liebe, verbunden mit ihrer selbst-
losen Hingabe, war: *i h r e T r e u e*. Er hat sein Leben für uns
gelassen. Das ist ein Ausdruck dafür, daß seine Liebe treu war. Jo-
hannes sagte dann an anderer Stelle einmal: Er liebte die Seinen
b i s a n s E n d e. Es war also eine Liebe, die bis ans Ende aus-
harrt, die sich durch nichts irre machen und erschöpfen läßt, die sich
nicht durch Hindernisse abschrecken oder durch vergebbliche Mühe ver-
bittern läßt, sondern eine Liebe, die alles überdauert — wie Paulus
sagt: die nimmer aufhört, sondern alles trägt, alles glaubt, alles
hofft, alles duldet. Das ist *t r e u e* Liebe; und die hat Jesus, der sein
Leben gelassen hat für uns, in vollem Maße geübt und der Welt kund
getan. Solche Liebe, von der unwerte Menschen immer nur verlang-
ten, immer nur zehrten, ohne ihr etwas dagegen zu bieten, solche
Liebe, sollte man meinen, müßte doch endlich einmal sich ausgeben,
sich erschöpfen und dann alle sein. Es ist ja auch gewöhnlich unter uns

Menschen nur allzuhäufig mit der Liebe so bestellt: sie hört auf, wenn zuviel von ihr verlangt wird. Aber Jesu Liebe: das ist das Große an ihr, daß sie sich nicht erschöpfte und ausgab unter dem vielen Geben, sondern darin nur noch wuchs und zunahm, bis sie schließlich das Höchste — das Leben selber — gab! Keine Unwürdigkeit derer, denen sie wohlthun wollte, konnte sie irre machen; keine Bekleidung und Wohlhandlung konnte sie von ihrem Vorhaben abbringen und gar zu einer Vergeltung mit gleichem Unrecht verleiten; keine Bosheit und Feindseligkeit konnte sie in Hass umwandeln; auch der Feindschaft gegenüber blieb sie beharrlich beim Lieben; auch der Untreue gegenüber bewahrte sie ihre Treue. Seht, dieses Ausdauern, dieses Sich nicht Erschöpfen und Sich nicht Verrennen lassen, dieses Sich selber gleichbleiben bis zum Ende, das nennt man Treue. Und Jesu Liebe besaß diese Treue „treu bis zum Tod!“ Sein bittres Leiden und Sterben um der Liebe willen ist der überzeugendste Beweis für diese Treue. — Darum ist Jesu Liebe aber auch der eine Ort, wo unser Herz einen immer sicherem Halt suchen und finden kann, wenn es nach einer treuen, zuverlässigen Liebe sucht. Unter Menschen kann man manchmal Erfahrungen von so bitterer, schmerzlicher, enttäuschender Art machen, daß man den Glauben an treue Liebe verlieren möchte, daß einem die Liebe unter Hindernissen und Bitternissen ausgehen will. Seht da, was für ein Halt bietet da der Herr Jesus mit seiner treuen unwandelbaren Liebe. Wieviel Ermunterung und Kraft geht von ihm aus! Wieviel zu lernen gibt es zu den Füßen des Meisters, der da spricht: Ein Beispiel gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet wie ich euch geliebt habe — treu bis ans Ende; auch wenns schwer hält, wenns durch Bitternisse geht und einem hart an die Seele stößt — treu auch im Leiden um der Liebe willen.

Und als dritter Zug an Jesu selbstlose Liebe, die treu war bis in den Tod, will ich das betonen: Jesu Liebe ist eine heilige Liebe. Ein heilig, reines, treues Leben steht dahinter und giebt sich in ihr dahin — sie giebt sich aber dazu hin, damit sie eben unser Menschenleben auch reinige und heilige und zum Heil erziehe. Und gerade dieser Zug an Jesu Liebe muß wohl beachtet werden: sie ist eine heiligende, d. h., sie stellt die Menschen, um ihnen wohlthun und helfen zu können, unter ihre heilsame Zucht. Wenn wir hier von der Liebe reden, so wollen wir sie ja in ihrem Charakter auch recht verstehen, in ihrer weitesten Geistesart. Wir dürfen uns nämlich nicht der Meinung hingeben, als wäre die Liebe, auch die selbstlose, treue Liebe, in erster Linie und der Hauptfache nach etwa eine zärtliche, weiche Gefühlsregung, eine Art persönliche Zuneigung und Hingebung, die den andern alles mit sich machen läßt und ihm alles zu Gefallen tut. Es giebt solche Zuneigungen, solche weiche, zärtliche Gefühlsregungen, die man wohl für Liebe halten mag, die aber doch keine rechte Liebe sind, weil ihnen der sittliche Ernst, die sittliche Zucht fehlt. Eltern haben manchmal ihren Kindern gegenüber eine solche Liebe, die keinen sittlichen Ernst, keine sittliche Zucht an ihnen zu üben versteht. In ihrer Zärtlichkeit und elternlichen Hingebung lassen sie das Kind gewähren nach seinen kindlichen Launen und Begehrlichkeiten.

ten, sie erlauben dem Kind Freiheiten, die sie, die Eltern, selber zu Knechten des Kindes machen; sie wollen ihm jeden Schmerz und jeden harten Zusammenstoß mit sittlicher Strenge und Zucht ersparen. So lassen sie in ihrer falsch verstandenen, verzurtelnden und verweichenden Liebe ein Kind heranwachsen, das selber weder liebenswert noch liebefähig ist, in dem nur Eigensinn und Selbstsucht großgeworden sind, die alles, was eigentliche Liebe ist, entweder unterdrücken oder für sich ausbeuten. Da fehlt also die sittliche Kraft, die heilende Zucht! — Nun, Jesu Liebe war bei aller Selbstingabe und bei aller Treue immer zugleich eine heilende Liebe; d. h. sie war eine erziehende Liebe, die den Menschen, den sie einmal umfasste, auch zu sich in die Schule nahm, um ihn in ernster, sittlicher Zucht zu erziehen und zu läutern und ihm dadurch sein Leben neu zu schaffen von innen heraus und es ihm führen zu helfen als ein Lauteres, geheiltes, gottgefälliges Leben. Solch eine Liebe kann nicht blos zärtlich, sondern ebenso sehr streng sein. Sie darf nicht blos geben, sie muß auch verweigern können. Sie redet wohl am liebsten freundlich und gütig, aber wo es not tut, kann sie strafen und in Blick und Wort funkeln wie heiliger Zorn. Gerade die Liebe, wenn sie wirklich wohl tun und einen Menschen zu was Rechtem erziehen will, muß ernste Forderungen stellen, ernste Pflichten auferlegen. Hat nicht der Herr Jesus gerade zu denen, die er am meisten liebte, geredet von dem schmalen Weg, den sie gehen müssen, vom Kreuz, daß sie tragen, vom Kelch, den sie trinken müssen?! Hat er denen, die er am meisten liebte, jemals aus schwächerer Gefälligkeit geschmeichelt? Hat er sie verzärtelt und verweichlicht, indem er ihnen ihre Launen und ihrem Eigensinn nachgab? Hat er je einem Jünger, auch dem allergeliebtesten, einen Fehler ungerügt hingehen lassen? Hat er von dem ernsten Lebenswandel, zu dem er die Seinen verpflichtete, auch nur das Geringste nachgelassen? Nie und nirgends finden wir bei ihm eine Schwäche, eine Verzärtelung, eine falsche Nachgiebigkeit — und doch ist's Liebe! Die stärkste, heilgebendste, treueste Liebe, aber es ist heilende Liebe, die alle, mit denen sie zu schaffen hat und die sich von ihr leiten lassen, zu einem reinen, geheilten, gottgefälligen Leben erzieht.

Wenn also Jesu Liebe diesen Zug des sittlichen Ernstes an sich trägt, wenn sie uns in heilende Zucht nimmt, wenn sie uns ein hohes Ziel stellt und schwere Forderungen und Aufgaben für uns hat, so soll sie uns deshalb nicht herb und hart, und weniger lockend und gewinnend erscheinen. Laßt uns vielmehr beachten, wie ja gerade mit all diesem heiligen Ernst unser Bestes gemeint ist, wie gerade dadurch unsre Heiligung und Erlösung durch seine Liebe vollzogen wird. Und laßt uns auch das beachten: wie hat der Herr Jesus mit all diesem sittlichen Ernst in seiner erziehenden Liebe doch immer eine herzgewinnende Güte und Milde zu verbinden gewußt; wie ist er dabei so sanftmütig und geduldig gewesen. Seht nur, wie er seine Jünger erzieht! Er beruft sie zwar zu einer sitzenstrengen Heiligung in seine Lebensgemeinschaft, aber mit welch bewunderungswürdiger Geduld führt er sie dabei, daß sie dahin gelangen. In seinem täglichen Um-

gang mit ihnen, wobei er doch gewiß viel Mühe hatte mit ihrem engen, groben Verständnis, mit ihren selbstsüchtigen, trägen, fleischlichen Herzen — da hat er doch nie verächtliche oder beschimpfende Worte für sie und niemals auch nur eine Regung von Bitterkeit und verleßenden Groll. Da sehen wir eben eine Liebe, die gleichzeitig so brennend und doch so geduldig, gleichzeitig so hoch in ihren Forderungen und doch so schonungsvoll gegen menschliche Schwäche war, eine Liebe, die sittliche Vollkommenheit fordert und doch den armen Sünder nicht verachtet, sondern ihm helfen will. Das ist die heiligste Liebe bei unserem Herrn Jesu. Die hat es auch bei ihm fertig gebracht, daß er willig und fähig war, sein Leben für uns zu lassen.

Und nun ist noch ein vierter Zug hervorzuheben und zu betonen: Jesu Liebe war bei alle dem eine allgemeine Liebe. Damit ist das gemeint: Jesu Liebe war weit und groß genug, um sich auf alle Menschen erstrecken zu können, auf die Gesamtheit der Menschen, wie auf jeden einzelnen, der sich von ihr nur erfassen lassen wollte. In seiner Liebe fühlt man wahrhaftig das Herz des großen Priesters der Menschheit schlagen. Für seine Liebe gab es keine Grenze, keine Schranke, die ihn bei seinem Lieben verhindert hätte. Nichts von dem, was sonst die Menschen trennt, bildet für seine Liebe ein Hindernis. Er sah nie die Person, oder deren Rang und Stellung in der Welt an. Alle Menschen, wer sie auch seien, haben gleichen Anspruch auf sein Mitgefühl. Seine Liebe übersteigt alle Schranken der menschlichen Gesellschaftsordnung, die Schranken der eignen Familie und auch des eignen Volkstums. Der Jude wie der Samariter, wie der heidnische Soldat, der Zöllner wie der Phariseer, der Unwissende wie der Gebildete, der Arme wie der Reiche, sind Gegenstand seines Mitgeühls. Ja, es muß hervorgehoben werden, daß die unter den Menschen, auf welche seine Liebe sich vorzugsweise richtete gerade solche waren, an die sonst niemand dachte und die man als Verlorene preisgab. Und weil Jesu Liebe solch eine allumfassende ist, darum ist sie auch die einzige, die groß und stark genug ist, um die Welt zu gewinnen und ihr das Heil zu verschaffen.

(Schluß folgt.)

ADDRESS BY REV. J. F. OHL, Mus. D.

It is not my purpose today to make a set address, but I wish to speak to you as informally as possible of some things that were, that are, and that ought to be, in connection with the female diaconate in America.

The first effort to transplant the female diaconate to America was made in 1849. In July of that year Theodore Fliedner, the restorer of the female diaconate, brought four sisters from the Motherhouse at Kaiserswerth to Pittsburgh, Pa. He did so at the request of the Rev. W. A. Passavant. The sisters were to take charge of a small hospital which he had opened in said city (the first Protestant church hospital

in the United States), and were to form the nucleus of a Motherhouse on American soil.

This first effort at transplantation, however, proved a failure. Various reasons may be assigned for this. In the first place Protestants had at that time not yet come to recognize what service women were capable of rendering in benevolent work, especially so in the case of the sick. It was only after Florence Nightingale had demonstrated in the Crimean War (1855-56) how much a woman could do for the alleviation of human misery that the world began to realize the value of woman's work, and that no one else was by nature and training so well qualified to care for the sick, and for the work of mercy in general. And in this connection let it not be forgotten that Florence Nightingale received her chief inspiration and the best part of her training among the deaconesses at Kaiserswerth.

Again when Dr. Passavant began his charitable work at Pittsburgh there was no demand for service of this kind. In the whole Lutheran Church in America there was then but one institution of mercy, namely, the Emmaus Orphans' Home at Middletown, Pa., founded in 1806. Much the same was true in other Protestant church bodies. And as for the care of the sick by trained nurses — this work was still unknown among us.

Then too what Fliedner was doing at Kaiserswerth had not yet been learned in America, nor was his work even extensively known in Europe. Between the years 1836 and 1849 only nine Motherhouses had been established, and as late as 1861 these had only between 700 and 800 sisters. When therefore these first four sisters came to a country that had never heard of a deaconess, and that did not know what useful purpose she was to serve, is it a wonder that in an intensely Calvinistic community they were looked upon in the light of Roman Catholic sisters, and that to escape constant suspicion they were soon obliged to lay aside their distinctive garb?

Finally Dr. Passavant, with his wide outlook, his large heart, and his overpowering desire to relieve every need that presented itself, kept on establishing one institution after the other to the neglect of the one which should have been the training school for his helpers. But for its proper development, says Dr. Theodor Schäfer, a Motherhouse requires "das ganze Interesse und die ganze Kraft eines Mannes (Geistlichen), der im Wesentlichen nur dafür lebt." As this fact was overlooked, a well-established and successfully conducted Motherhouse really never came into existence in Pittsburgh. In 1893 Dr. Passavant revived his intentions with his hospital at Milwaukee, at which place there is now a successful Motherhouse in operation.

The second effort to transplant the female diaconate to America was made in 1884, in which year a colony of seven sisters was brought to Philadelphia to take charge of the German Hospital. Three of these are still among us, one of them the honored Sister Superior of this Motherhouse. This time the cause took root not only in the Lutheran church of this land, but in a number of other church bodies as well. The Motherhouse in which we are assembled was dedicated December

6, 1888, and now there are nine such institutions in our American Lutheran church. On May 1, 1916, these reported 233 deaconesses, 129 probationers, and 12 candidates — a total of 362, employed in 86 institutions and fields of labor, in 25 different kinds of ministrations. The Deaconess Committee of the General Council will this year report to that body a total of 368 sisters, including probationers, and 28 candidates. In 1897, a year after the first Conference of Lutheran Deaconess Houses in the United States, the total number of deaconesses, probationers and candidates was only 196. It will be observed that since then there has been a steady, though not a rapid growth.

Soon after the work was begun in Philadelphia it began to receive attention in other church bodies. Thus in 1888 it was officially recognized by the General Conference of the Methodist Episcopal Church. This denomination now has a general Deaconess Board that has the oversight of the work in the entire body. The Methodist Year Book for 1917 reports 12 Training Schools, 922 licensed deaconesses, and 130 probationers, a total of 1052. These are employed in hospitals, homes, and schools of various kinds, and in extensive parish and neighborhood work.

The Protestant Episcopal Church has Training Schools in New York, Philadelphia and Berkeley, Cal., with a total of 194 deaconesses.

The Presbyterian Church has such schools in Baltimore, Chicago and Philadelphia, though not all who take the course in these do so with the intention of becoming deaconesses. The schools are called "Training Schools for Lay Workers," but the Rules and Regulations of the General Assembly provide that "deaconesses may be elected to office in a manner similar to that appointed for deacons, and set apart by prayer. They shall be under the supervision of the Session, and their duties shall be indicated by that body."

The Reformed Church in the United States has two houses, one at Allentown, Pa., and the other at Cleveland, O., with about a dozen deaconesses and probationers.

At one time a small beginning was also made by the Baptists, and, if I am not mistaken, by the Congregationalists. Whether these resulted in anything substantial, I cannot say.

Attention is called to the fact that in all the church bodies that have deaconesses the female diaconate is now officially recognized. This is the case in our own church as well as in those just mentioned. Thus the Baltimore Motherhouse was established and is controlled by the General Synod; the Motherhouses at Omaha and St. Paul are affiliated with the Swedish Augustana Synod; and as regards all the four Houses within the General Council said body at its meeting in Rock Island in 1915 passed the following resolution: "Resolved, That the General Council hereby interprets the repeated recommendations of the deaconess cause since 1886, and the appointment of a standing Committee on Deaconess Work since 1893, as the official recognition of the female diaconate in the organization of the Church." At the recent meeting of the Ministerium of Pennsylvania the Board of this Motherhouse requested the Ministerium to appoint two of its members

to represent it in an advisory capacity in the Motherhouse Board, one of the two to be the President of the Ministerium. This invitation was accepted, the appointment has been made, and thus a relation has been established that did not exist before.

All this again shows progress, and we may well say that the deaconess cause has taken firm root in the life of the Protestant Church in America.

But turning again to our Church, the question might after all be asked: Why is the progress not more rapid after thirty years of history? I answer: Every new cause must first be understood, and must gain not a few but many friends. In Europe the progress was at first likewise slow. Even after fifty years of history, in 1886, the fifty-seven Motherhouses then comprised in the Kaiserswerth Union, had only 6366 sisters. Today the eighty-seven houses in the Union have at least 22,000 sisters, showing that by far the greatest and most rapid increase has taken place within the last thirty years.

If the work in America seems to make slow progress, what may be some of the retarding influences?

1. Lack of understanding and sympathy. This need not be. There is plenty of literature on the subject which can readily be obtained for the asking; and the pastors of the Motherhouses are always ready to present the cause whenever and wherever invited to do so.

2. The charge that the female diaconate is a foreign adaptation that must be materially modified to suit American conditions. It is true that here it can be, and possibly should be, incorporated in the Church's organization, as here the Church is free; but beyond this I fail to see the need for adaptation. People get sick here in precisely the same way as in other lands and need the same care. The same kind of defectives are found among us. Children here need the same kind of care and training. We too have poor to relieve, imperiled ones to shield, and fallen ones to lift up. Parish needs, especially in the large cities, are the same. Everywhere we meet the same social and economic problems, possibly here even in a more intensified form. And sin, the root of all ills the world over, is the same in America as in Germany or in any other country. Now what special "adaptation" is needed to meet these various needs it would be hard to say. Here the deaconess needs the same living faith, the same loving heart, the same willing hands, the same concentration to her Lord and His work, that her sisters in other lands need; and the Motherhouse that in its training and inner life does not produce these results is a failure, whether on American or any other soil.

3. The mistaken notion that deaconess work is only work among and with the sick. It is unfortunate that among us the Motherhouses have in most cases been begun in connection with established hospitals. Thus many people have come to regard them in the light of mere

training schools for nurses who differ from the modern so-called "trained nurse" only in the garb. With such a conception of deaconess work it is not surprising that young women hesitate to enter a calling that, as compared with "trained nurse" work offers them no emoluments. Our people still need to learn that the work of a deaconess covers practically the entire range of benevolent activities, that it is purely the work of Christian charity for the Lord's sake and not for the sake of dollars and cents, and that though thousands of sisters the world over are busy among the sick, other thousands are engaged in numerous forms of educational, preventive, informative and relief work either in parishes or institutions.

4. The most shallow of all the reasons assigned for apparently slow progress concerns **the garb**. This is neither the time nor the place to answer the objections so often made. Suffice it to say that when once a woman gives herself body, mind and soul to this work, the question of the garb will not trouble her in the least.

Just a word in conclusion on what ought to be. You will all agree with me that we need not hundreds but thousands of deaconesses. I have often thought that if pastors realized how helplul these carefully trained and devoted women are in parish work, and in the work of Christian mercy in general, they would make the same efforts to induce young women to enter the Ministry of Mercy that they make to win young men for the Ministry of the Word. Nowhere is the need greater than in city parishes — especially in the so-called down town churches. Indeed, if I were pastor of such a church I would want not one, but three, four or more sisters to put in charge of various forms of work. Then, too, let us not forget the Inner Mission institutions and agencies listed in the Lutheran Year Book for 1917 — upwards of 250 in number, nearly all of which could most profitably employ deaconesses if they could be had.

May I not suggest that the solution of the question of getting more candidates rests largely with the pastors? I believe that there are many hundreds of young women in the Lutheran Church of America who only need to have this subject properly presented to them to respond to the call. May the time soon come when this Motherhouse will have not eighty or a hundred sisters, but several hundred, so that when parishes and institutions call for helpers, the answer will no longer be as it must be so often now: "We can give you none!"

Zur Anstaltschronik.

Naturgemäß wendet sich das Interesse vor allem unseren fränkischen Schwestern zu. Bei den im letzten Monat erwähnten ist keine wichtige Veränderung zu berichten, abgesehen von Schw. Flora, die

durch Gottes Gnade jetzt wieder in der Arbeit steht. Die Probeschwester Lydia Müller erkrankte unerwartet, doch ging der Anfall bald wieder vorüber und weilt sie seit dem 9. November zur Erholung auf der Farm ihrer Eltern bei Easton, Maryland. Der treue Gott helfe allen in Gnaden!

Das General Konzil, das vom 24.—29. Oktober hier in Philadelphia tagte, brachte auch dem Mutterhause manche Besucher aus weiter Ferne, darunter Prof. Dr. G. H. Gerberding vom theolog. Seminar in Maywood bei Chicago; Prof. Dr. N. Forsander vom theolog. Seminar der schwedischen Augustana Synode in Rock Island, Ill.; Prof. Dr. V. G. Tresler, vom theolog. Seminar in Springfield, Ohio, der gewandte und schlagfertige Präsident der General Synode, und Probst Hellweg Larsen mit einem eingeborenen Christen aus den fürtzlich Dänemark abgekauften „Virgin“ Inseln. Der Probst hielt am Abend des 30. Oktober in der Kapelle eine eindringende Ansprache über die Arbeit auf diesen westindischen Inseln und besonders über die große sittliche Not, welche die Fortsetzung der dort seit 13 Jahren getriebenen Diaconissenarbeit gebieterisch fordert. Von hier aus sollten wenn irgend möglich vier, wenigstens aber zwei Schwestern hingefandt werden, um die vier dänischen Diaconissen zu ersetzen, die nächstes Frühjahr nach ihrem Mutterhaus in Copenhagen zurückkehren müssen. Wollte Gott, wir hätten nicht allein für dieses Werk, sondern auch für die anderen noch wartenden Arbeitsgebiete die nötigen Kräfte!

Manchen unserer Schwestern, auch dem Kursus, wurde es möglich, Sitzungen des General Konzils oder des Allgemeinen Frauen-Missionsvereins, der zur selben Zeit hier tagte, beizutragen. Vor diesem Verein des General Konzils legte die Vorsitzerin des Komitees für Diaconie, Frau William P. M. Braun, die Gattin unseres Präsidenten, einen höchst interessanten Bericht ab, dem die bekannte Frau P. Cronk aus Columbia, S. Carolina, weitere Einzelheiten in ihrer fesselnden Art beifügte. Mehrere der anwesenden Schwestern und die diesjährigen Diaconissenschülerinnen wurden darauf der großen Versammlung persönlich vorgestellt. Wie zuvor ist innerhalb unserer Kirche in diesem Lande die Diaconissenache so eindrucksvoll und anschaulich ans Herz gelegt worden. Möge durch Gottes Gnade auch besseres Verständnis und tatkräftigeres Werben für diese in vielen kirchlichen Kreisen noch so wenig verstandene Arbeit der Kirche folgen!

Das große Jubiläumskonzert am Donnerstagabend, dem 25. Oktober, da ein Massenchor von 800 Stimmen unter Begleitung des Philadelphia Symphonie Orchesters die preisgekrönte Reformationskantate „The City of God“ unter der Leitung des Komponisten Matthews vortrug, war wohl der Glanzpunkt der Jubelfeier. Hierzu, wie zu den verschiedenen Massenversammlungen und Feiertgottesdiensten, waren die Schwestern in großen Scharen gekommen und konnten somit neben der nie ruhenden Arbeit doch mitfeiern und an dem Segen mit Teil haben.

Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

28. Jahrgang.

Dezember 1917.

No. 12.

Euch ist heute der Heiland geboren. Luc. 2, 11.

Diese Botschaft ist ein nie versagender Quell des Trostes und der Freude. Doch nicht für alle Menschen. Wer gerade den Becher der Weltfreude leert, ist gegen diese Botschaft taub; und wer im Bewußtsein eigner Kraft und Tugend einhergeht, antwortet auf sie mit verächtlichem Lächeln. Wer dagegen diese Selbsttäuschungen durch ernste Selbstprüfung oder durch herbe Lebenserfahrungen überwunden hat und seine Ohnmacht gegenüber der Sünde und Not in der Welt empfindet, dem ist diese Botschaft Licht und Leben, verkündet sie ihm doch die Liebe Gottes, die alle Begriffe übersteigt. „Sehet doch da, Gott will so freundlich und nah zu den Verlorenen sich kehren.“ Alle das Weh der Welt entspringt im leisten Grunde der Gottvergessenheit und Gottesverachtung, deren direkte Folge auch die Gottesverlassenheit ist, das hoffnungslose Elend, in dem Leib und Seele zu Grunde gehen. Weder rabbinische Gelehrsamkeit noch pharisäische Strenge, weder griechische Weltweisheit noch römische Staatskunst, weder moderne Kultur noch Humanität können deshalb gründlich helfen; sie alle sind höchstens wie ein Pflaster auf den eiternden Wunden eines durch Krankheit verschwundenen Körpers. Die Wirkung dieser Mittel ist höchstens äußerlich, vorübergehend; sie täuschen und machen das Uebel noch ärger. So leben die besseren Menschen bis heute in Sünden dahin während sie die Tugend preisen, und träumen von Idialen während die Wirklichkeit immer schwerer drückt. Die edelsten und tiefsten Denker der Heiden haben die Unmöglichkeit der Selbsthilfe erkannt, und nebst David haben andere in Israel gewußt, daß die Gott versöhnende Kraft nicht liegt im Blut der Opfertiere und haben um Heilung von innen heraus, haben Gott um ein neues Herz und einen neuen, gewissen Geist gesleht. Nur Gott konnte Hilfe und Heilung senden. Und er tat es herrlicher, als es trotz aller Verheißungen je in eines Menschen Sinn gekommen war: Er sandte seinen einzigen, ewigen Sohn, voller Gnade und Wahrheit; hineingeboren in die Menschheit aus Maria, der Jungfrau, durch die schöpferische Kraft des Heiligen Geistes. Es ist Gott, geoffenbart im Fleisch, den die Engel mit ihrer Botschaft verkünden: Euch ist heute der Heiland geboren. Die Freude darüber war groß bei den Hirten und anderen, zu denen die Kunde kam; doch sie erlosch wieder über dem langen Warten, so daß, als er endlich auftrat und

mit Wort und Tat das Reich Gottes brachte, die Engelsbotschaft nur noch als seliges Geheimnis fortlebte im Herzen der Mutter. Erst nachdem er sein Werk vollbracht, der Menschheit das ewige Heil erworben und sich gesetzt hatte zur Rechten des Vaters, hat Maria es anderen Gläubigen mitgeteilt zur weiteren Stärkung und Freude. Und heute schallt diese Botschaft über den Erdkreis hin, getragen von fröhlichen Kinderscharen und von dankbar anbetenden Gemeinden. Möge der Ernst dieser Zeit mit dem weltweiten Weh die Herzen überall um so mehr empfänglich machen, daß sie in kindlichem Glauben und himmlischer Sehnsucht flehen:

Süßer Immanuel, werd auch geboren inwendig;
komm doch, mein Heiland, und laß mich nicht länger elendig.
Wohne in mir, mach mich ganz Eines mit dir,
und mich belebe beständig!

Predigt beim Jahresfest im Diaconissenheim.

(Schluß.)

So steht Jesu Liebe vor uns: selbstlos, treu, heiligend, allumfassend — und daran haben wir sie erkannt, daß Er Sein Leben für uns gelassen hat. Und es wird immer für uns ein selig Wunder bleiben, daß durch Gottes Güte auch unser eigen bescheiden Einzel-Leben von dieser allumfassenden Jesusliebe ergriffen wurde.

II. Von unserer eignen Liebe. Da reiht sich denn für jeden, der von dieser Jesusliebe etwas erfahren hat, die Schlußfolgerung an: „Und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen.“ Johannes kann gar nicht anders, er muß mit seinem Denken und Schreiben so fortfahren. Zu dem ersten Satz von der Jesusliebe: „Daran haben wir erkannt u.s.w.“ fügt er ganz folgerichtig und selbstverständlich den Satz von der eignen Liebe: „und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen.“ Auch diese Worte stehen in ihrer Form so knapp und lapidarisch, in ihrem Inhalt voll erhabener Größe und packender Gewalt vor uns. Und sie fügen sich so schön zu den ersten hinzu in wundervollem Zusammenklang: Er, Jesus, und wir; Sein Leben — und unser Leben; Er hat das Seine gegeben — wir sollen auch das unsere geben; Er das Seine für uns — wir das unsre für die Brüder! Das steht alles so schlicht und natürlich als etwas so Selbstverständliches beisammen, als wäre es gar nichts Sonderliches und Verwunderliches, was da von uns gefordert oder uns zugemutet und zugetraut wird. Und doch wollen wir es nicht gar so schnell und leicht in den Mund nehmen, wenn es uns auch dem Wort und Kläng nach noch so vertraut wäre; denn da steht es vor uns wie etwas ganz Großes, Erhabenes und Feierliches, etwas das hoch über uns hinausragt: „Wir

föllen auch das Leben lassen für die Brüder!" Also auch unser Leben, zusammengeschlossen mit Jesus, der sein Leben für uns gegeben hat, und der darum ein Recht an uns hat wie sonst niemand und nichts in der Welt, auch unser Leben soll so wie Jesu Leben ein Leben in der Liebe sein, ein Leben gegen die Brüder getragen und getrieben von einer Liebe, so selbstlos, so treu, so sittlich ernst und heilig und so weit-umfassend, wie Jesus es gegen uns bewiesen hat. Das soll auch unsers Lebens Inhalt und Wert und Zweck sein.

Da schaue sich denn jeder in seinem Leben um, und suche „seinen Bruder.“ Und siehe, wer da sucht, der wird finden. Da findet man den Bruder im allernächsten Sinn, den leiblichen, blutsverwandten Bruder, von derselben Mutter und demselben Vaterhaus her und der einem im Leben doch manchmal so merkwürdig ferne rücken und fremd werden kann, als existiere er gar nicht mehr für einen; und da stellt sich „der Bruder von der Landstraße“ ein, der einem leiblich doch gar nicht verwandt ist, und einem wahrhaftig nichts angeht, wie man sagt, und der einem doch auf einmal auf der Treppe und vor der Türe steht und ins Haus tritt, als wäre man sein einziger Verwandter der ihm helfen könne. Da ist nicht blos der Bruder, der von anderen sauberer Menschenbrüdern ausgeplündert und halb totgeschlagen seinem Schicksal am Weg überlassen wird, da ist auch was nicht weniger erschütternd ist, der Bruder Liederlich, der in die Gewalt irgend einer Sünde geraten ist, und von ihr gefnechtet und gefnebelt nun mit Knütteln an Leib und Seele zu Boden geschlagen wird. Freilich, wer vorzieht, als Priester oder Levit seine Strafe zu ziehen, der wird keinen Bruder sehen, auch wenn er ihm quer über den Weg läge und noch so elendiglich dran wäre. Der Samariter findet ihn ganz von selber, weil er eben Augen hat zum Sehen und ein Herz zum Fühlen. Die Schwestern hier im Haus haben gar keinen weiten Weg zum Bruder, sie brauchen nicht einmal so weit wie von Jerusalem nach Jericho zu wandern, sie brauchen nur die Gänge entlang zu gehen, nach rechts und links, nur bis in die Schule zu den kleinen jungen Menschenkindern, die erst noch Menschen werden sollen, oder bis in die Krankensäle zu den Menschenkindern die unterwegs verunglückt sind, oder bis ins Altenheim zu denen, die das Menschsein müde sind und etwas Besserem entgegenwarten, oder ein wenig in die Großstadt hinein, in der es wimmelt von allen Sorten Menschenkindern. Auf allen Wegen stößt man auf einen Menschenbruder, und man muß ihn nehmen und sich mit ihm zurechtfinden, so wie man ihn findet. — Und da soll man nun sein Leben lassen für den Bruder! Das eigne Leben, das man doch selber so lieb hat und so gerne für sich selber behalten möchte! Das soll man hergeben, andern Menschen zu gut? Ist das nicht eine gar zu übertriebene Zumutung? Könnte Johannes nicht ein wenig davon ablassen und auch mit weniger zufrieden sein als mit dem Leben? Aber es tutts nichts Geringeres als das Leben selber. Jesus hat das Seine für uns gelassen, und wir sollen auch das unsere für die Brüder lassen! Ja, der Apostel ge-

braucht für unser deutsches Wort „Leben“ in seiner Ursprache sogar ein Wort, das unser Leben von seiner tiefen, innerlichen Seite auffaßt. Er gebraucht nämlich ein Wort, das wir auch sonst mit dem Ausdruck „Seele“ wiedergeben. Also *unser Seele* sollen wir einsetzen. Das meint: unser Leben nicht nur im äußerlichen Sinn, also etwa die Güter und Mittel zum Leben, die uns zur Verfügung stehen; unser Leben nicht nur im leiblichen Sinn, mit seinen körperlichen Kräften und Bemühungen und Anstrengungen, mit seinem mechanischen Rennen und Laufen hin und her, auf und ab bei Tag und Nacht, daß man oft ganz müde ist und Hände und Füße und Kopf ihr Bestes hergegeben haben und nicht mehr können. Es meint erst recht unser Leben einsetzen im innerlichsten Sinn, die Seele dranwenden mit all den geistigen Kräften, die in ihr sich regen, unser gründlichstes Nachdenken und Überlegen, unser feinstes Fühlen und edelstes Empfinden, unser tiefstes Gemüt und unser heiligstes Wollen und Streben, unsere ganze geistige Innerwelt in gesammelter und geschlossener Kraft! So hat Jesus sein Leben eingesezt, alles was seine Seele in sich trug und aus sich heraus hergeben konnte, alles, was sein Erdenleib zu leisten fähig war.

Wenn uns nun das als Forderung und Zumutung oder als Leistung „über die Kraft“ gehen will, dann laszt uns das wunderbar innige und aufrechterhaltende Wort des Paulus herbeirufen: „Ich lebe, doch nicht ich selbst, sondern Christus lebet in mir. Und was ich jetzt noch lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich liebt und sich selbst für mich gegeben hat.“ Da sind wieder, bei Paulus so wie bei Johannes, die tiefen, starken Gedanken beisammen vom Leben, vom Leben, vom Sichselbstgeben. Was über unsre natürliche Kraft an Leib und Seele geht, — die Jesuслiebe ersezt den Mangel; sie wird zur inneren Triebkraft! Christus lebt in mir, das meint doch, die Jesuслiebe nimmt Besitz von mir und wird in mir zur Kraft, die an mir und aus mir heraus wirkt. Und siehe, was vorher wie eine riesengroße, übermenschliche Forderung vor uns stand, das wird nun zu einem freien, frohen Leben von innen heraus. Da merken wir, wie dieses „*unser Leben lassen*“ kein Gesetz ist, das uns von außen her drückt und uns schier unerträgliche Lasten auf Leib und Seele bürdet, sondern wie das im Innern eine Kraftquelle ist, daraus uns das freieste, froheste und beglückendste Leben zufließt. Denn welche Art des Lebens sollte uns denn freier und froher und glücklicher machen können als dieses Leben in der Liebe, darin wir zu selbstlosen, treuen, sittlich ernsten und geheiligt Menschen werden mit einem weiten, warmen Herzen gegen unsre menschlichen Brüder. Nur solches Leben ist überhaupt der Mühe wert. Das fordert allerdings, daß wir uns selber in Zucht nehmen, und uns nicht in unsren engen und kleinlichen Selbstfüchtelei gehen lassen; daß wir uns immer wieder sagen: ein treuer Mensch willst du sein, treu gegen das Beste in dir und gegen das was Gott und Menschen von dir erwarten dürfen. Nur solch ein Leben

hat Inhalt, Wert und Zweck, und trägt in sich selber den seligsten Lohn, nämlich die Gewissheit: so ist es ein Leben, wie es mit Jesus zusammengehört und zu ihm paßt, wie es von seiner Art und nach seinem Willen ist. Möge dies Wort von der Liebe heute der Schwesterngemeinde bei ihrem Jahresfeste zur rechten inneren Herzensweih und Festfreude dienen, dann aber auch bei ihrer alltäglichen Jahresarbeit sich ihnen erweisen als eine stärkende und aufrechterhaltende Gotteskraft. Amen.

Auf Reisen.

Die Diaconissenfache durfte ich in den letzten Wochen wiederholt vertreten. Am Dienstagabend, dem 6. November, war ich in Niagara Falls zur Versammlung des Frauen-Missionsvereins des westlichen Districts der New York und New England Synode, die in der dortigen Zions Kirche, P. Hermann Brezing, stattfand. Schon am Nachmittag war von den Delegaten zum Konzil in Philadelphia über die Diaconissenfache und auch über unser Mutterhaus berichtet und damit gut vorgearbeitet worden, so daß die Aufnahme meiner Person und meiner Rede nichts zu wünschen übrig ließ. Zudem befand ich mich ja im Kreise langjähriger Freunde, die besonders von Buffalo erschienen waren. Bei derselben Gelegenheit sprach auch Fr. Melander über ihre Erfahrungen in der Porto Rico Mission und erwärmt die Herzen ebenfalls für jene wichtige Arbeit. Am nächsten Morgen fuhr ich nach Erie, wo ich die Schwestern in ihrer gewohnten Arbeit traf, mußte aber schon nach wenigen Stunden die Heimreise wieder antreten. Selbst ein so kurzer Besuch bei entfernt stationierten Schwestern lohnt die Mühe reichlich.

Die nächste Reise führte mich nach Connecticut. Spät am Samstagnachmittag, dem 17. November, kam ich in New Haven an, und wurde am Bahnhof von P. Arnold Keller und einem Gliede des Kirchenrats, Herrn Schwaner, per Auto abgeholt. Rasch wurden mir noch die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt, besonders die imposanten Gebäuden der Yale Universität gezeigt, wobei freilich die fensterlosen, massiven Bauten der geheimen Studentenverbindungen auf mich einen abstoßenden Eindruck machten. Die luth. Dreifaltigkeits-Kirche, vor einigen Jahren den Kongregationalisten abgekauft, ist ein massiver Bau, geräumig und praktisch für die Sonntagschule wie für Gottesdienste. Der folgende Tag brachte wieder das herrlichste Herbstwetter. Am Morgen konnte ich vor der Sonntagschule kurz über die Diaconie reden und dann im Gottesdienst vor einer aufmerksam folgenden Gemeinde predigen, zuerst in deutscher Sprache und dann, nach einem Chorgesang, in englischer über Kol. 1, 10, mit besonderer Anwendung auf die Diaconissenfache. Nachdem ich nochmals in Herrn Schwaners Haus herzliche Gastfreundschaft genossen,

nahm mich Herr Sperzel, ebenfalls ein Glied des Kirchenrats, per Auto die achtzehn Meilen nach Meriden, wo ich am Abend in der dortigen Emmaniuels Kirche, P. Paul Kirsch, predigte. Aus dieser Gemeinde haben wir schon unsere Probeschwester Bertha Schärmer als Erstlingsfrucht des tatkräftigen Interesses, das P. Kirsch der Diaconie entgegen bringt. Hier und in New Haven, wie auch in anderen Gemeinden der sehr regen Connecticut Konferenz, sind noch mehr tüchtige Jungfrauen, die ein Herz für diesen Dienst der Liebe haben. So kommt Fr. Anna Heinzmann, eine diesjährige Diaconissen Schülerin, aus dem benachbarten New Britain. Ihre Mutter und jüngste Schwester waren nach Meriden gekommen, so daß wir nach dem Gottesdienst noch eine höchst angenehme Stunde im Elternhause unserer Schwester Bertha miteinander hatten. Gerade das warme Interesse, das Familien, aus denen wir Töchter in der Schwesternschaft haben, für die Diaconie bezeugen, ist uns eine kräftige Ermutigung. Wenn auch andere Mütter, wie die der genannten Schwestern, unser Mutterhaus besuchen und sich einen persönlichen Einblick verschaffen könnten, so würden sie ihr Urteil zu Gunsten der Diaconie und des Lebens im Mutterhause ändern. — Die Heimreise am Montag unterbrach ich auf zwei Stunden in New York, um im Hause von Herrn P. Bosch einen Besuch zu machen und dort mit unserer Schw. Rosa zusammen zu treffen, die seit achtzehn Jahren in großen Segen in seiner St. Pauls Gemeinde wirkt.

Am folgenden Sonntagabend hielt ich die Predigt zum Jahresfest des Frauen Missionsvereins der englischen Emmanuel's Gemeinde in Pottstown, Pa., Dr. J. B. Kurz, Pastor. Der Gottesdienst war sehr gut besucht. Da es der letzte Sonntag des Kirchenjahres war, legte ich der Predigt Luc. 19, 13 zu Grunde und stellte den Dienst der Liebe dar im Lichte der Wiederkunft des Herrn. Möge das Wort Frucht bringen für das Werk der Gemeinde und auch für die Diaconie! Da gleich nach dem Gottesdienst der letzte Zug nach Philadelphia abfuhr, war die Zeit zu knapp bemessen, um persönlich mit einzelnen Personen zu reden, doch wird es P. Kurz nicht fehlen lassen, weiter für die Sache zu werben.

Der erste Adventsonntag fand mich wieder abwesend, doch hielt uns Herr P. Bechtold den Hauptgottesdienst; zwei Wochen zuvor hatten mich die Herren Professoren Dr. Offermann und Dr. Benze freundlichst vertreten. Die von Dr. F. F. Frn, Pastor der Church of the Reformation in Rochester, N.Y., an mich wiederholt gerichtete herzliche Aufforderung, auch seiner Gemeinde die Diaconissen-Sache ans Herz zu legen, ließ sich diesmal nicht wieder verschieben. Im Hauptgottesdienst hielt ich über Matth. 21, 5 eine Adventspredigt, deren letzter Teil jedoch die Bedeutung der Diaconie betonte als Trägerin der Adventbotschaft. In der Sonntagschule konnte ich eine kurze Ansprache halten, ehe ich die Frauen-Bibelklasse übernahm. Am Abend ging ich aus von dem Adventsruf Matth. 3, 3: „Bereitet dem Herrn den Weg!“ und schilderte die verschiedenen Arten unserer Ar-

heit in diesem Sinn als Wegbereitung für den Herrn. Nach dem Hauptgottesdienst hatte ich die Freude, daß mehrere gute Bekannte und Freunde aus meiner in Rochester verlebten Studienzeit mich begrüßten, auch Herr P. Twietmeyer und Frau aus Hanover, Canada, der gerade in Rochester besuchte. Am Abend sprach eine junge Witwe ihren Wunsch aus, bald bei uns eintreten zu können. Sie wurde von meinem dortigen Studiengenossen, Herrn P. A. Röder, warm empfohlen. Daß ich während meines Aufenthalts in Rochester meinen Vater und meine dortigen Geschwister besuchen konnte, darf ich gewiß auch hier mit Freude und Dank erwähnen. Letztere begleiteten mich nach dem Abendgottesdienst zur Bahn. Der Zug fuhr prompt ab, kam jedoch am Montagmorgen mit drei Stunden Verpätung in Philadelphia an. Die Zeit wurde freilich durch angenehme Reisegesellschaft verkürzt, darunter Offiziere der Marine und Armee. Gott sei Dank, der bisher auf allen Reisen so gnädig bewahrt, freundlich geholfen, und manches Wort offenbar gesegnet hat!

Zur Anstaltschronik.

Unseren erkrankten Schwestern geht es durch Gottes Gnade besser, abgesehen von Schw. Gottlieben, die nach ihrer Rückkehr vom Hospital und kurzem Aufenthalt im Mutterhause am 6. Dezember auf ärztlichen Rat zur Erholung nach Atlantic City geschickt wurde. Doch schon am folgenden Tage wurden wir telegraphisch benachrichtigt, daß sie schwer frank darnieder liege. Sofort reiste Schw. Else hin, selbst die Pflege zu übernehmen bis anderweitige Versorgung möglich sein würde. Da der Zustand sich jedoch bald besserte, blieb sie etliche Tage bei ihr bis sie die Pflege einer angestellten Person übertragen konnte. Ihre Genesung macht gute Fortschritte. — Schw. Amalie ist seit dem 3. Dezember wieder im Mutterhause; zwar noch immer nicht gesund, jedoch etwas kräftiger. — Schw. Martha erholt sich ebenfalls, wenn auch sehr langsam. Gott helfe allen in Gnaden weiter! — Schw. Elisabeth Grunow, die zur Pflege ihrer Mutter und ihres schwer kranken Bruders daheim ist, ist der Anstrengung kaum gewachsen, trotz anderer Hilfe. Auch um ihre Bewahrung wie um der Ihren Genesung oder Erlösung müssen wir beten. Möge auch in alle diese Krankenstuben das Christfest einen Vorschmack der himmlischen Freude bringen.

Schw. Lydia Müller konnte am 7. Dezember neu gestärkt vom Elternhause zurückkehren. Sie kam am 10. Dezember zunächst temporär als dritte Schwester in das Tabor Kinderheim bei Doylestown.

Schw. Marie Sowa mußte leider Easton wiederum auf längeren Urlaub verlassen und die Leitung des dortigen Hospitals wieder in

Schw. Viola Sheaffer's Händen legen, der unter den obwaltenden Umständen diese Aufgabe nicht leicht ist. Am 9. Dezember kam Schw. Marie ins Mutterhaus, um später zu ihren Verwandten nach California zu reisen. Hoffentlich wird sie nach etwa sechs Monaten ihre Arbeit in Easton wieder übernehmen können.

Frl. Zona Bonner, die 1915—16 den Kursus für angehende Missionarinnen bei uns mitgemacht hatte, jedoch nicht nach Indien ausgesandt werden konnte, trat am 1. Dezember mit voller Einwilligung der Missionsbehörde bei uns ein als Diaconissen Schülerin. Wir freuen uns um so mehr darüber, da Frl. Marie Zwick am 26. November austrat, weil sie das Heimweh nicht überwinden konnte, und am 28. November Frl. Adelia Claus zur Stütze ihrer Eltern heimkehren musste, weil ihr Bruder zum Militär gezogen war. Somit haben wir nun doch noch neun im diesjährigen Kursus. Möge jede durch Gottes Gnade zum Dienste recht tüchtig werden! Unsere besten Wünsche begleiten auch die beiden ausgetretenen Jungfrauen.

*Sudan
Nigeria
Norway*

Eine besondere Freude war es uns, am Montagabend, dem 3. Dezember, Herrn Missionar A. E. Gundersen aus dem Sudan als Besucher im Mutterhause zu haben. Im Dezember 1912 reiste er nach Nigeria, wo er an verschiedenen Orten Pionierarbeit tat. Er erzählte uns bei der Abendandacht in der Kapelle von den großen Schwierigkeiten aber auch in den Anfangserfolgen, die unter Gottes Leitung zu guten Hoffnungen berechtigen. Im Oktober 1916 kehrte er von dort zurück und wirbt Freunde für die dort von ihm begonnene lutherische Arbeit, die voraussichtlich von den Norwegern übernommen werden wird. Gott gebe seinen Segen dazu!

Die gegenwärtigen Verhältnisse bringen mancherlei Uebelstände mit sich, die auch u. a. diesen wie letzten Monat das Erscheinen des „Diaconissenfreund“ bedeutend verzögerten. Wir bitten die Leser um freundliche Nachsicht. Es wird alles geschehen, um dieses Blatt bald nach Mitte des Monats versenden zu können.

All den Lesern wünschen wir Gottes Leitung und Segen im neuen Jahre! Je fester wir das himmlische Ziel im Auge behalten und uns an Gottes Vaterhand klammern, desto leichter werden wir die Mühen unserer Pilgerfahrt tragen.

